



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

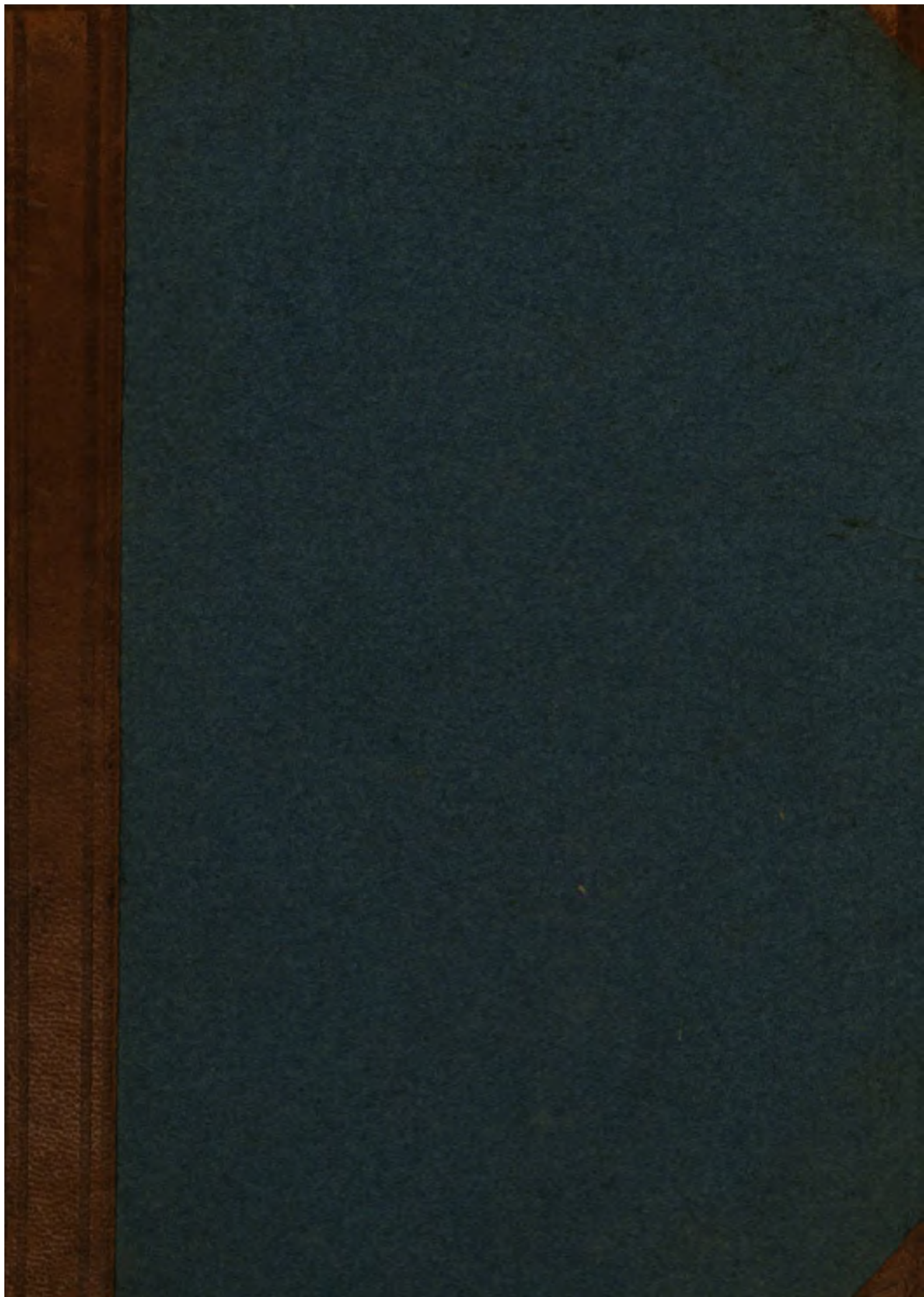
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



С \*  
7476.

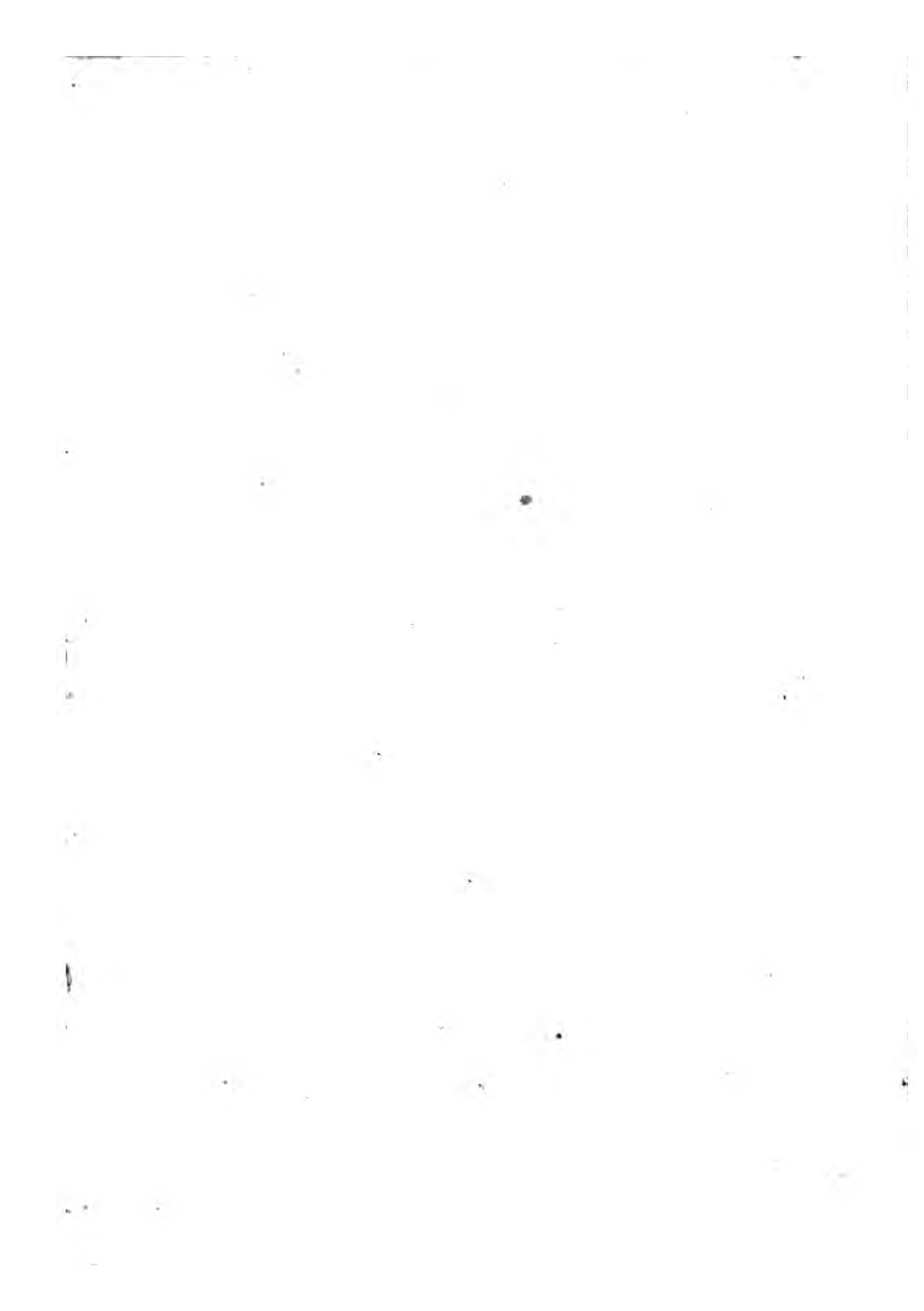




Vet. Per.

~~Vet. Gen. Per. 20/5~~



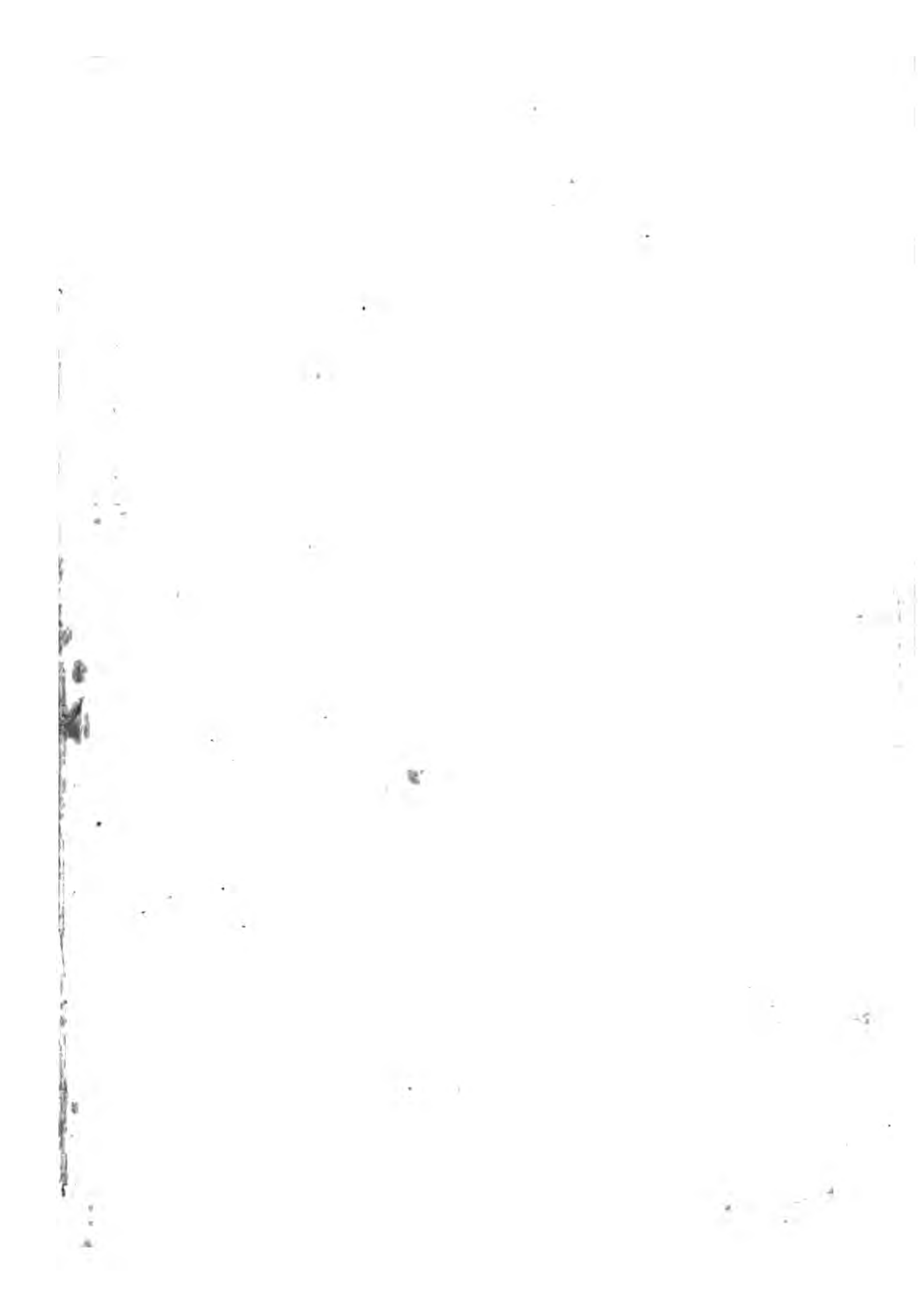




J. Pindler gez.

Stahlschnitt von J. Krepp in Wien.

MATTHEILDER.







# AURORA

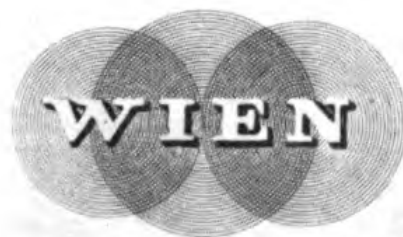
TASCHENBUCH  
für das Jahr  
1857.

Herausgegeben

von

**JOHANN GABRIEL SEIDL,**

*Dreizehnter Jahrgang.*



bei Heinrich Buchholz,  
k.k. Hof- und bürgerl. Buchbinder,  
im Schottenhofe N<sup>o</sup> 136.  
*Leipzig bei A. Liebeskind.*

Pfoehl & Co.



Einer

**hochverehrten Dame**

als

**Guldigungsgruß in die Ferne**

in tiefster Verehrung geweiht

vom

Herausgeber.

三 國 志 卷 之 一 十 一 魏 志 十一

Aus deutschem Lande wagt, aus einem Lande,  
Wo Du verehrt und das Dir lieb gewesen,  
Zu Dir sich eine jener Blütenlesen,  
Wie sie die Muse beut zum Huld'gungspfande.

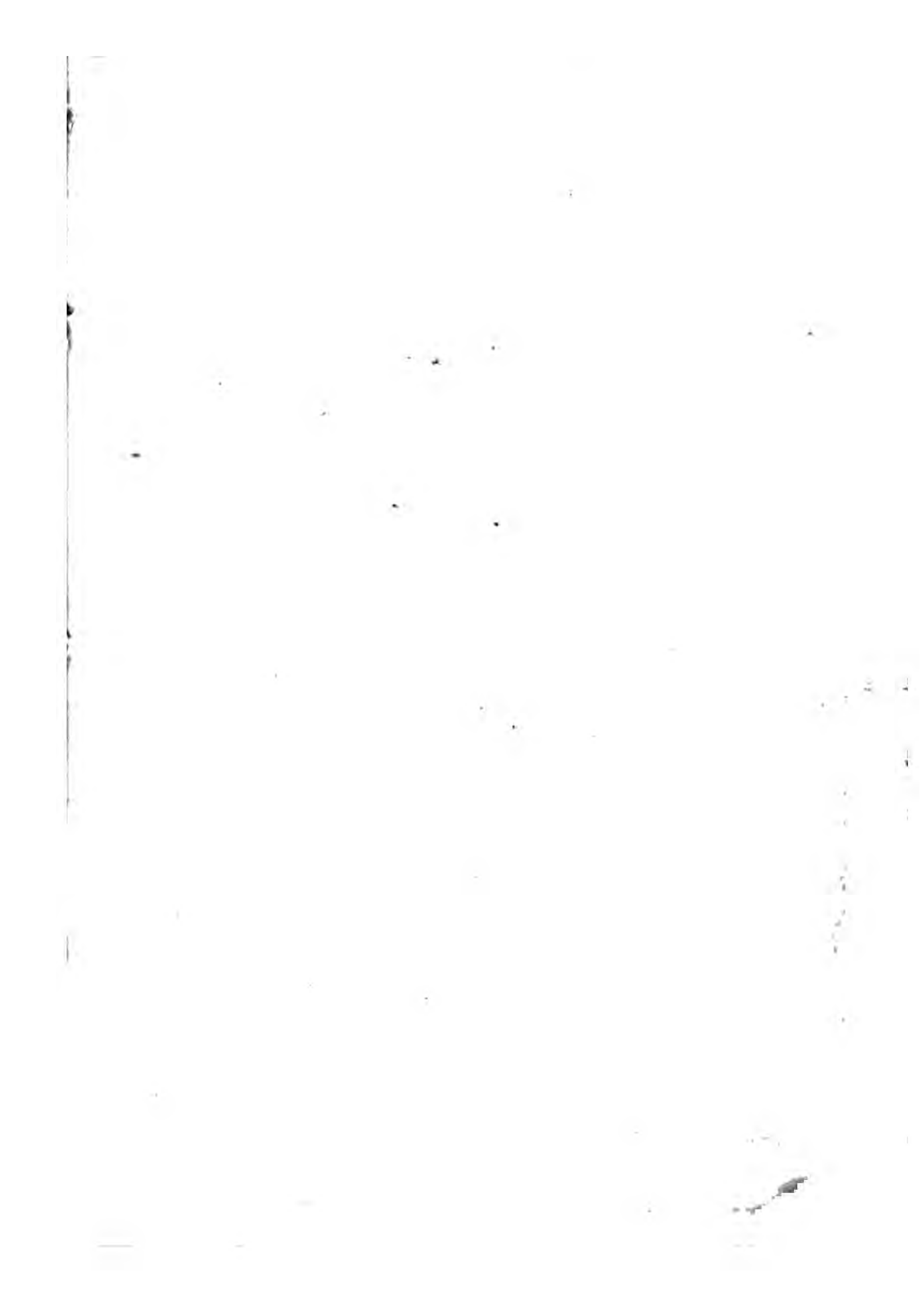
Und fühlt sie gleich, wie einfach ihre Spende,  
So kann sie doch den stillen Wunsch nicht läugnen:  
Daß ihr Bemüh'n daheim nicht nur am eignen,  
Daß es am fremden Herd auch Beifall fände!

Drum wagt sie dort, wo Herzen freundlich schlagen,  
Von edlem Feuer für die Kunst entzündet,  
Dem Rufe folgend, der ihr Huld verkündet,  
Als Pilgerin bescheiden anzufragen.

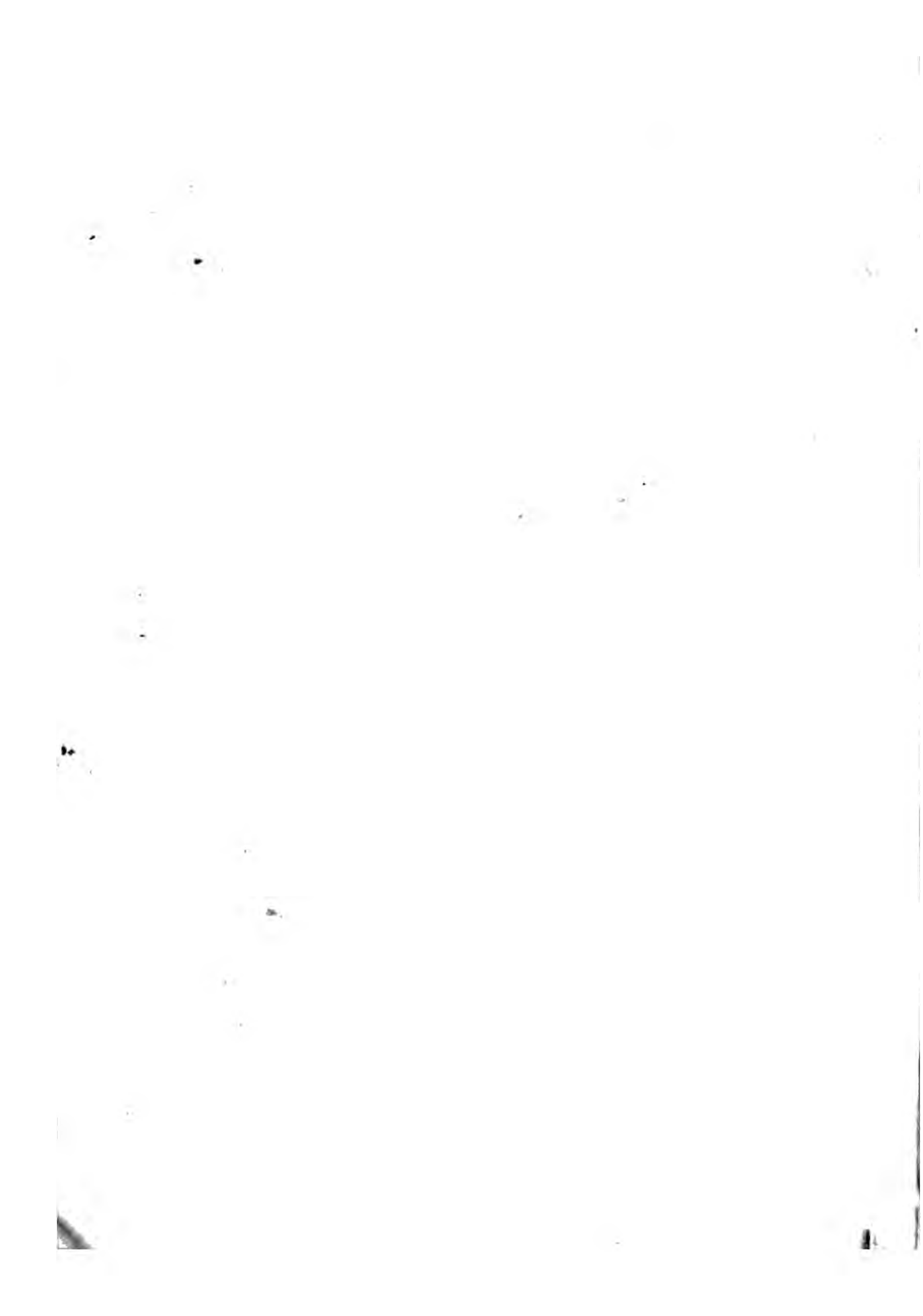
Nimm Du sie auf, daß sie sich möge fassen  
Und, froh ermuntert, weiterschaff' im Stillen,  
Und wolle Dir, des deutschen Landes willen,  
Den deutschen Sangergru gefallen lassen!

Gilli, im Juli 1836.

Johann Gabriel Seidl.





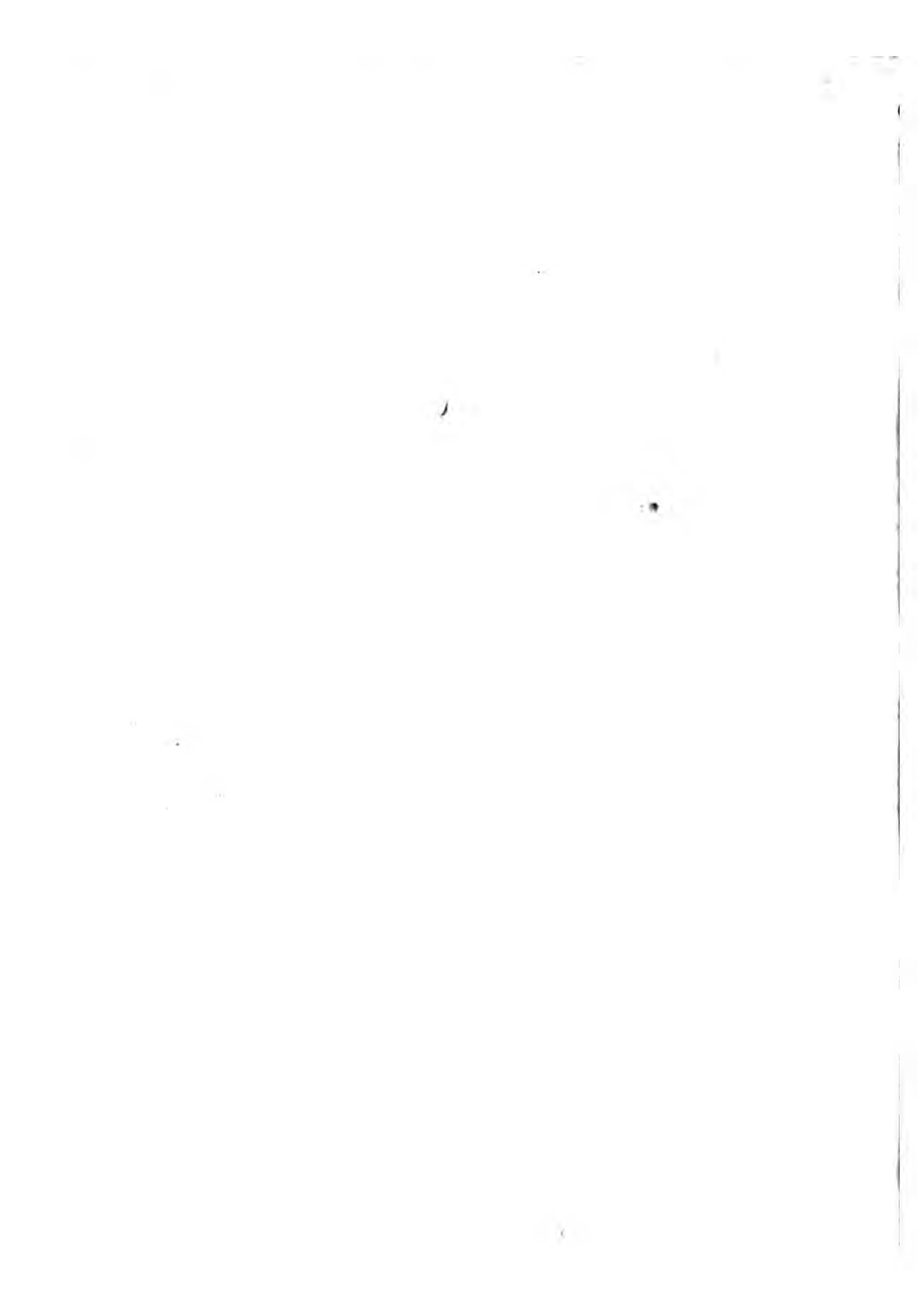


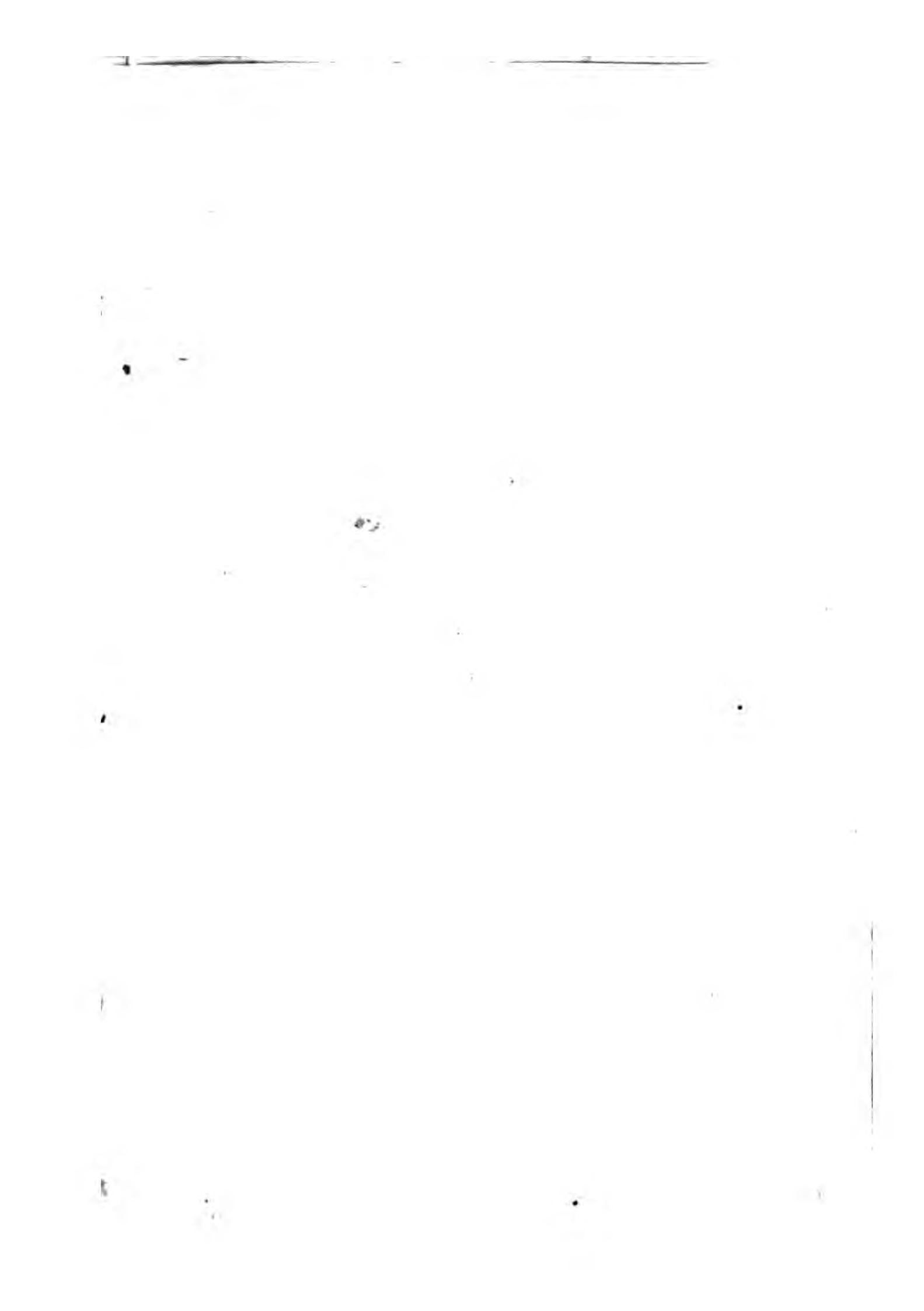


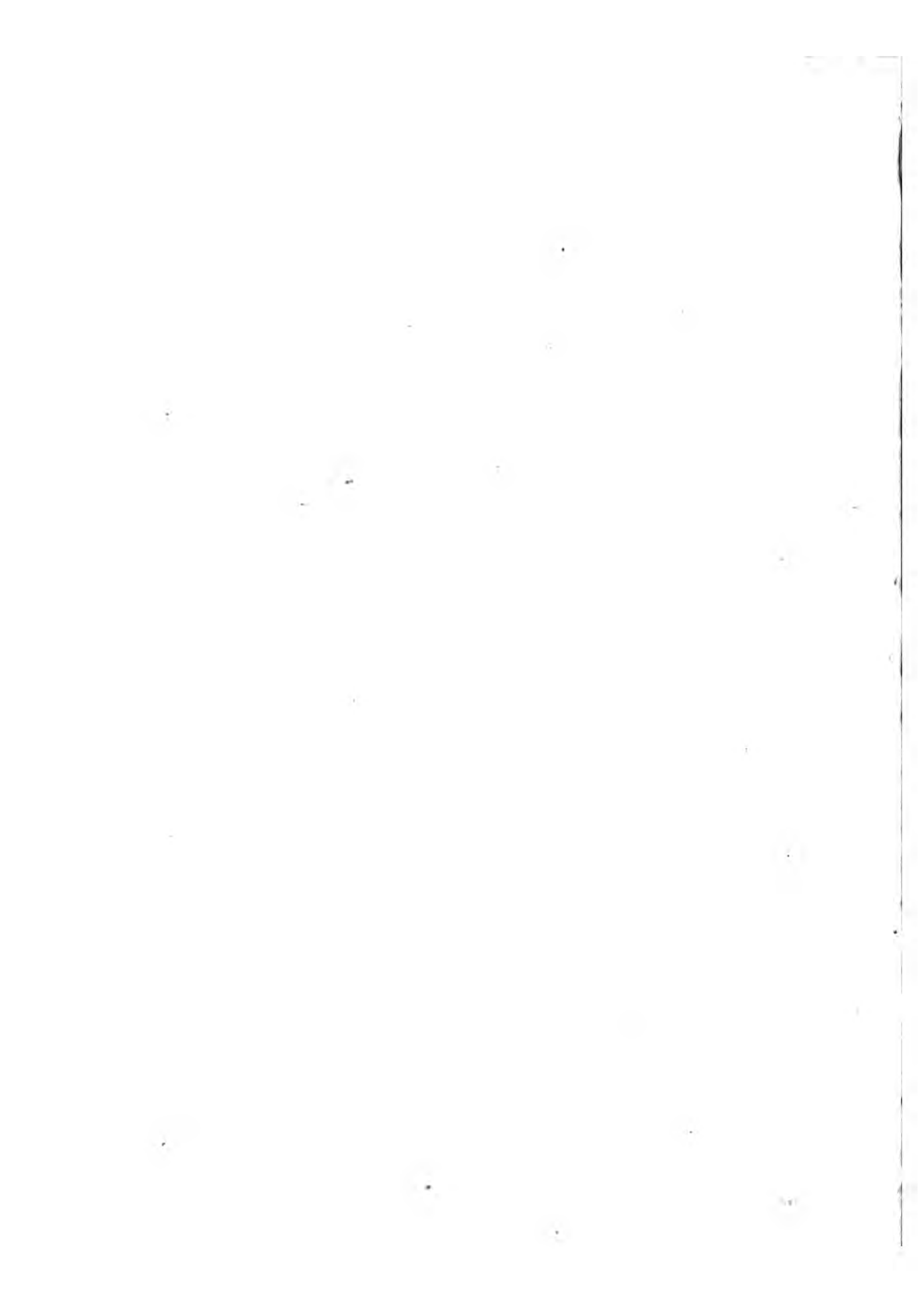
Clementine Ruff del.

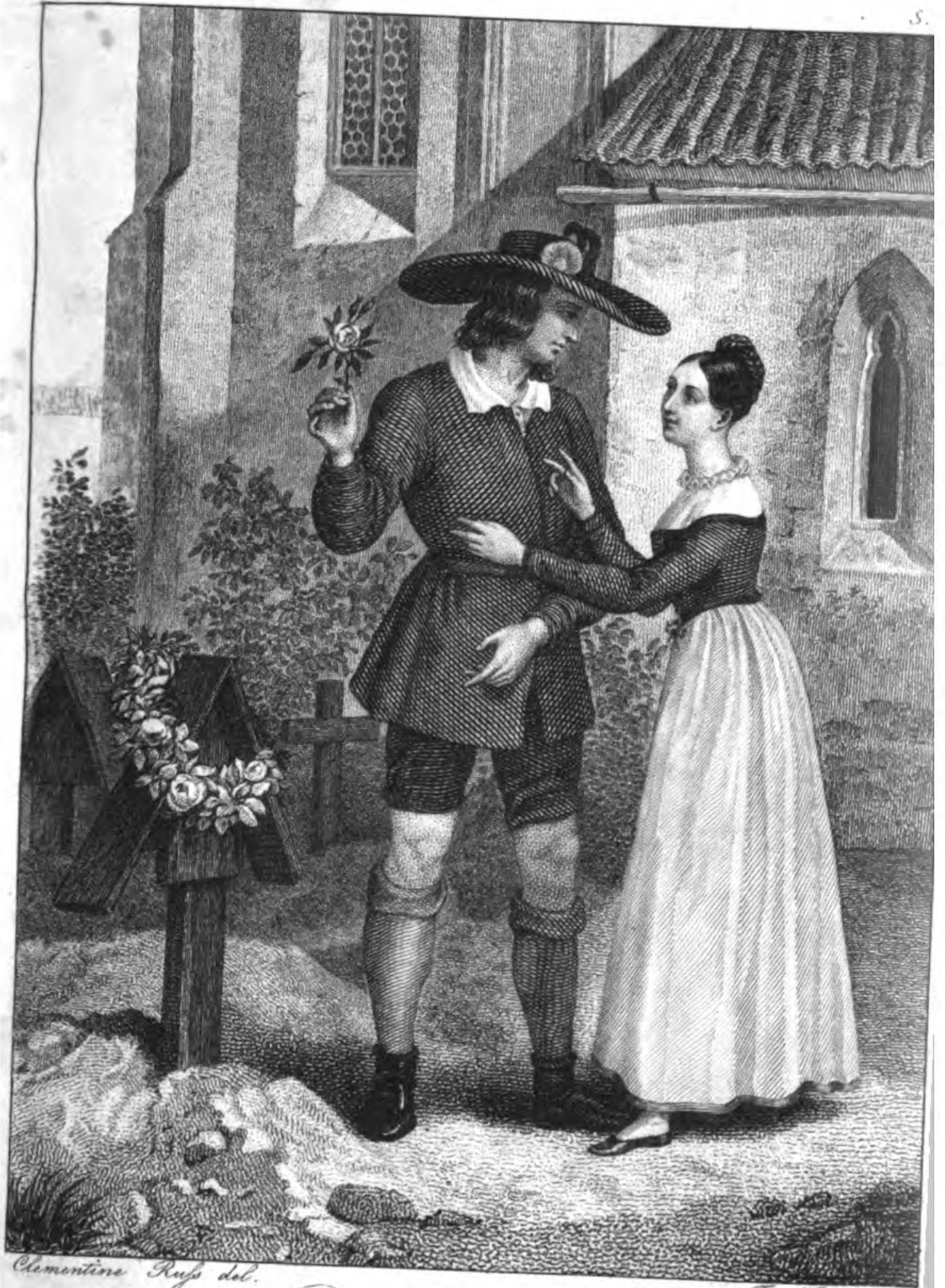
Jos. Kovatsch sc.

# Der Bergsturz.





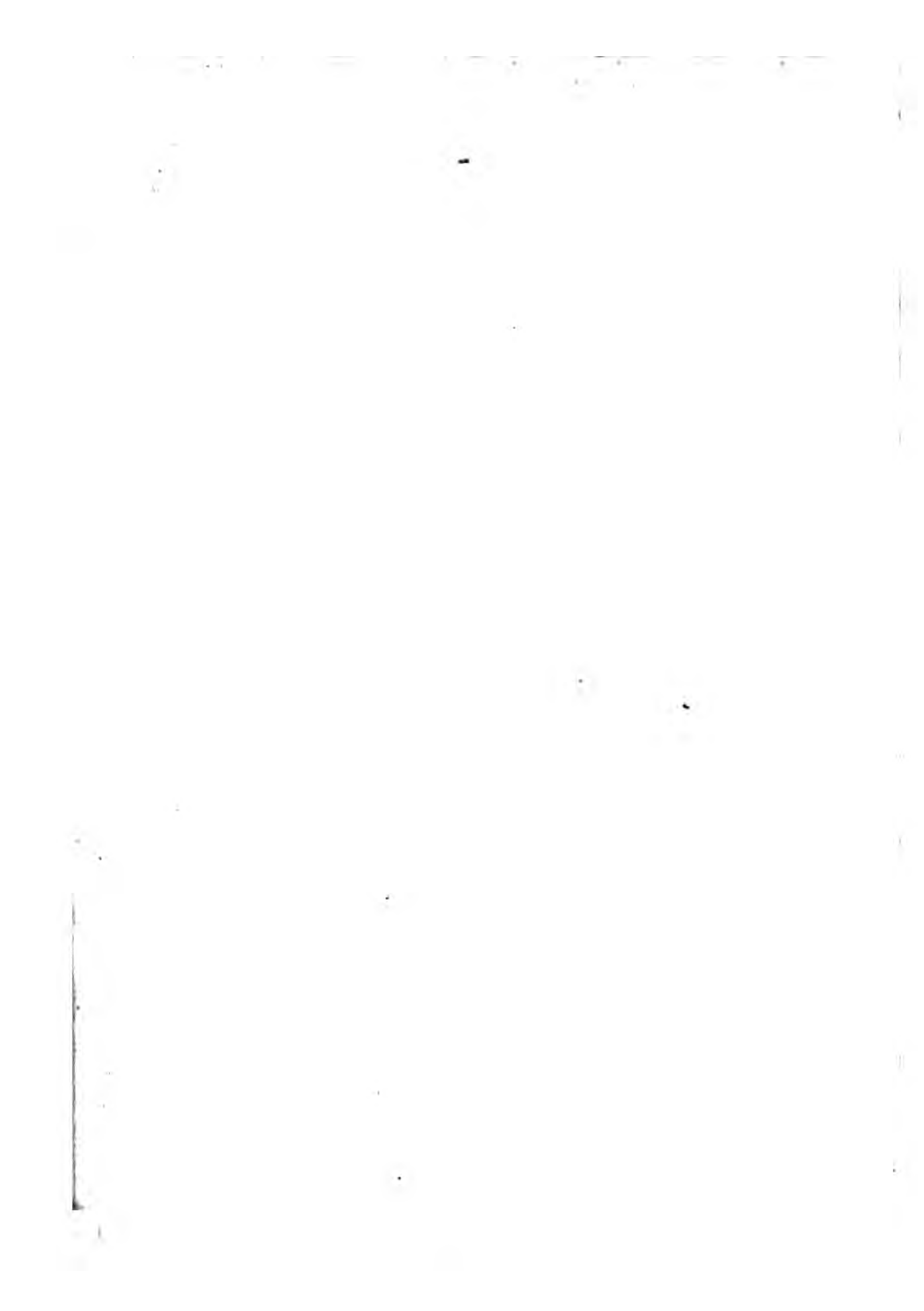


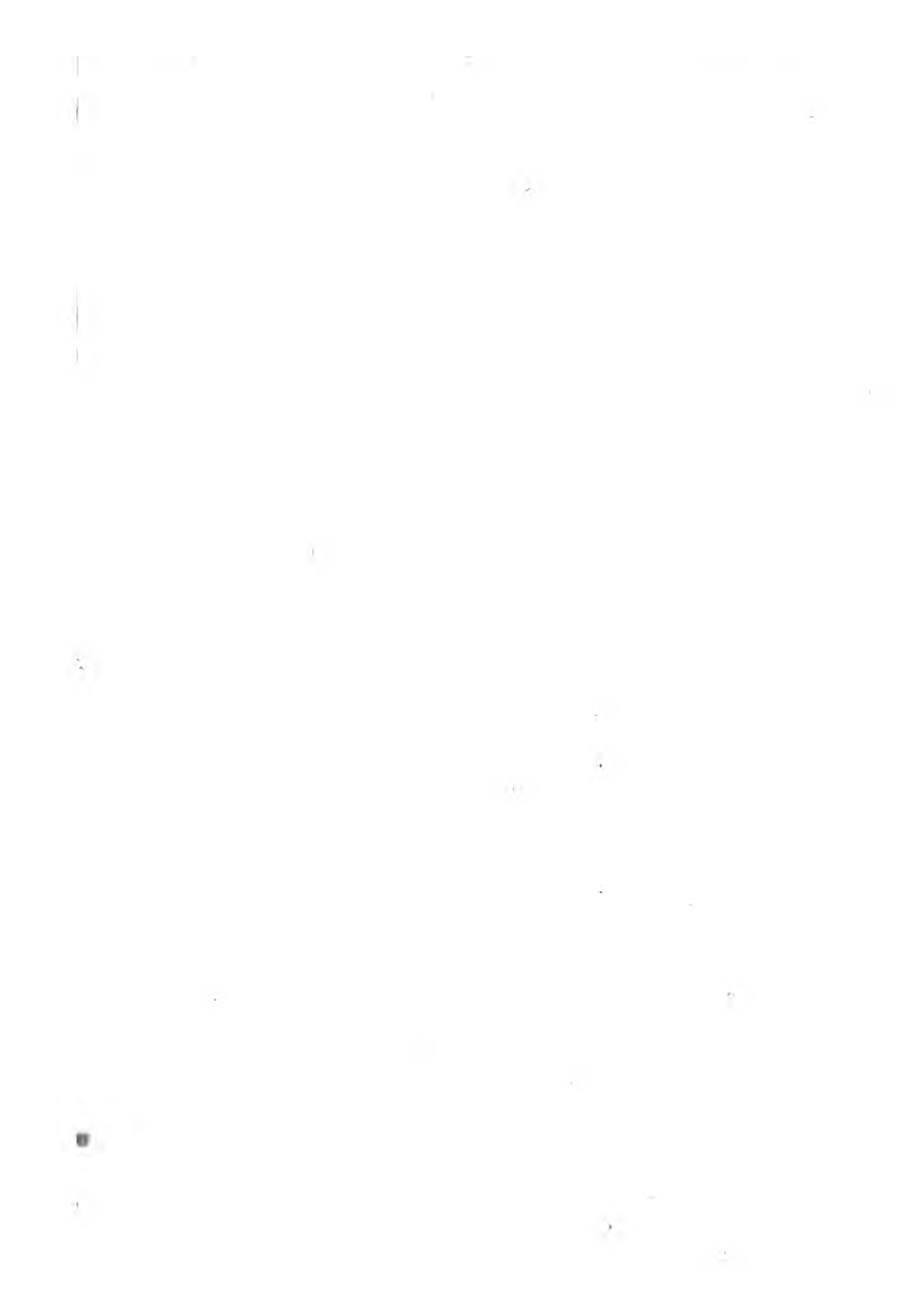


*Clementine Rupp del.*

*Der Bergsturz?*

*Jos. Kovatsch sc.*







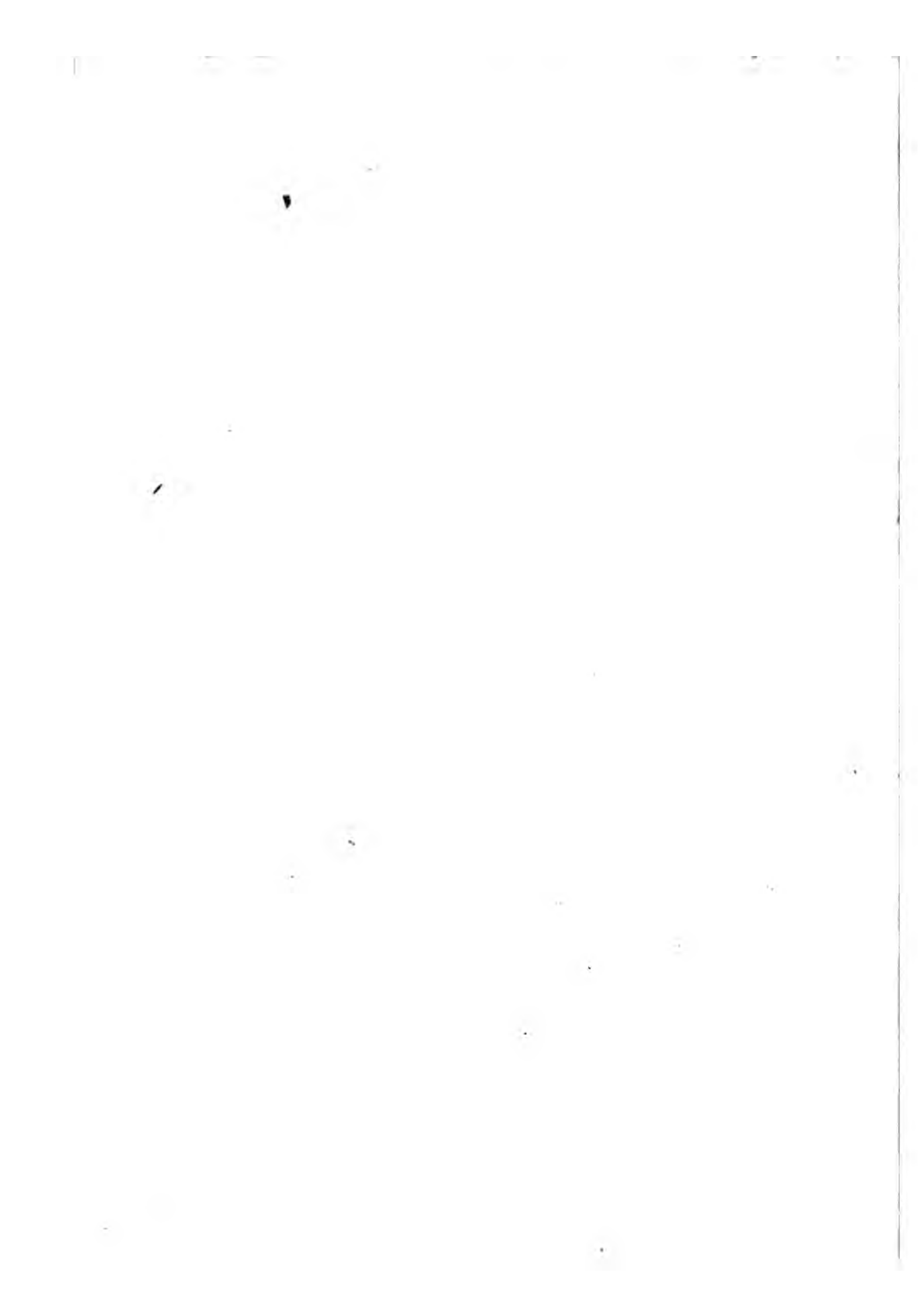


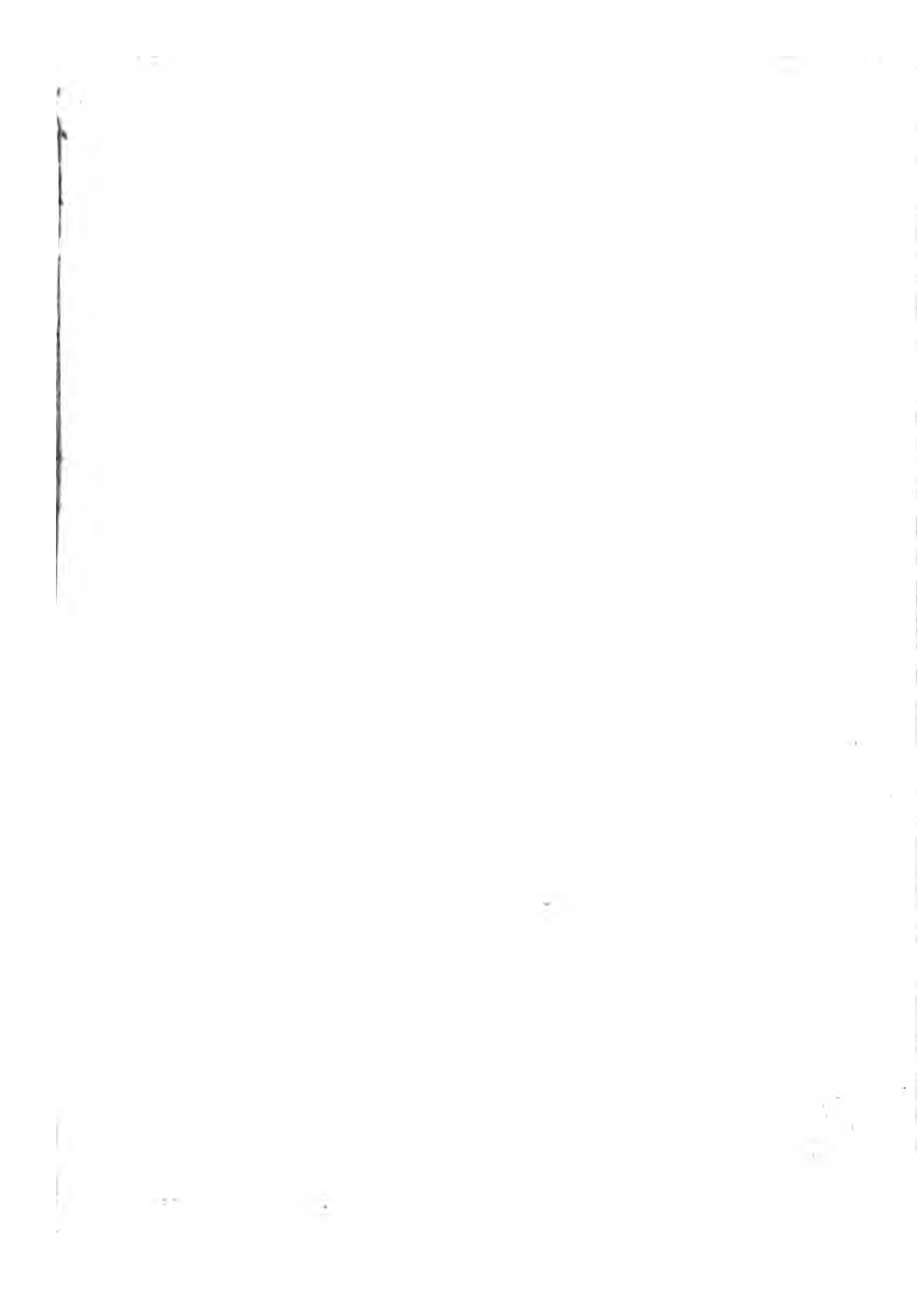


*Clementine Russ del*

*M. Hofmann sc*

*Der Abipone.*





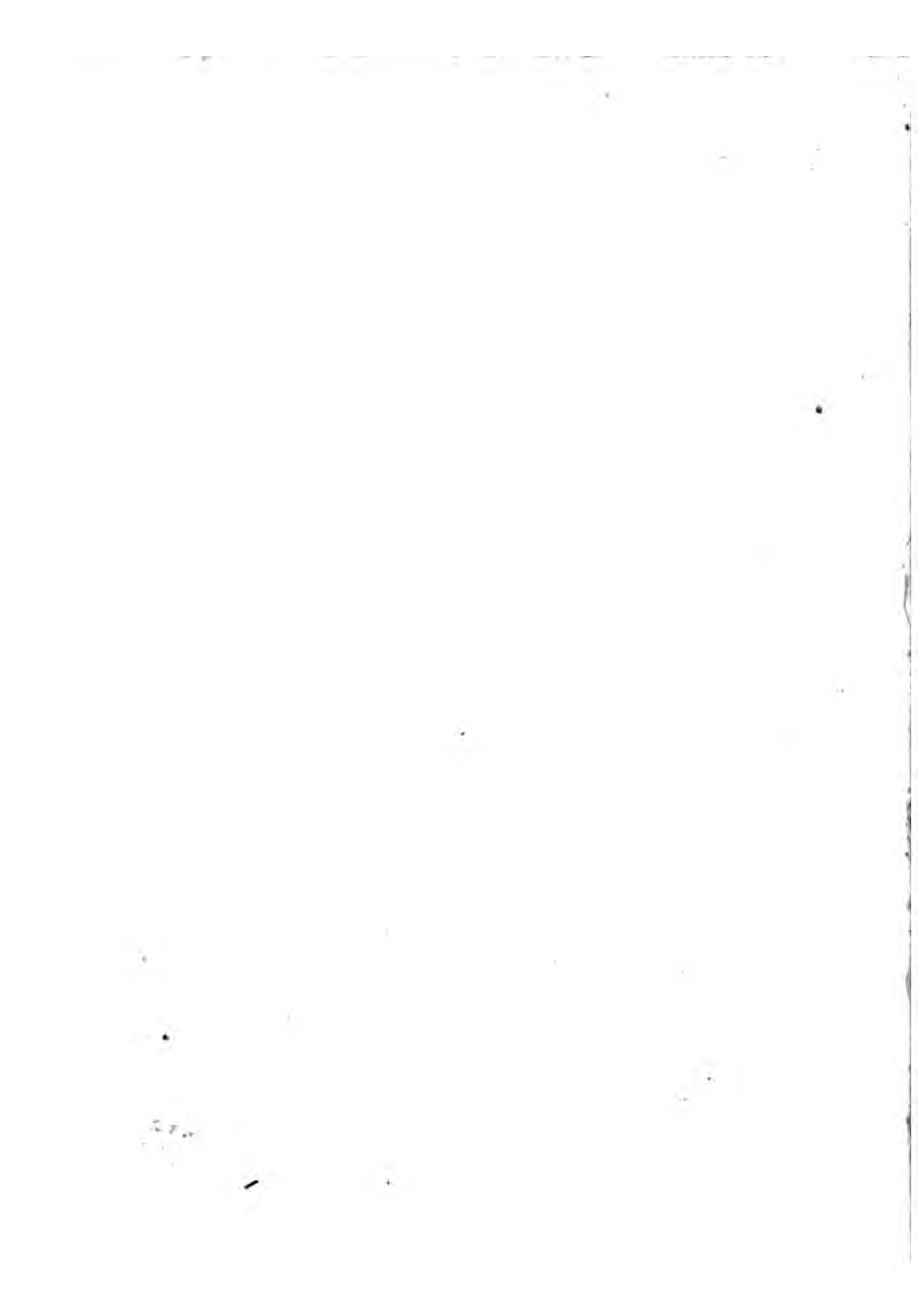




*Clementine Ruls del*

*M. Hofmann sc.*

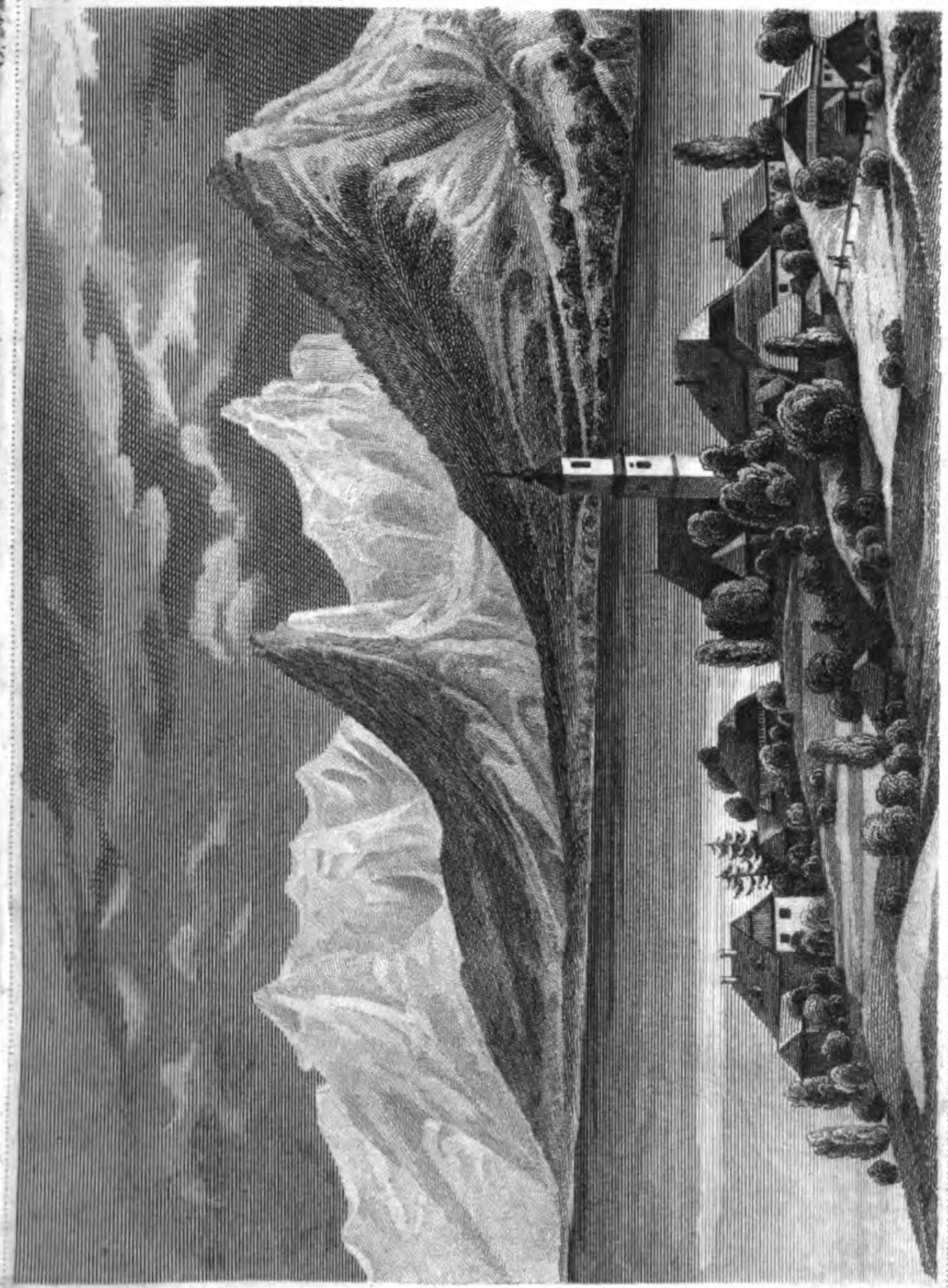
*Der Abiponef.*



...-Kunbha... was written...







M. Hofmann sc.

St. Gilgen am Wolfgang-See.

H. Wölflsch del.

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11



## Erklärung, die Kupfer betreffend.

---

~~Titelkupfer~~: Mathilde, zu der Erzählung „der  
Stammbaum,“ von H. W. Adelmi.

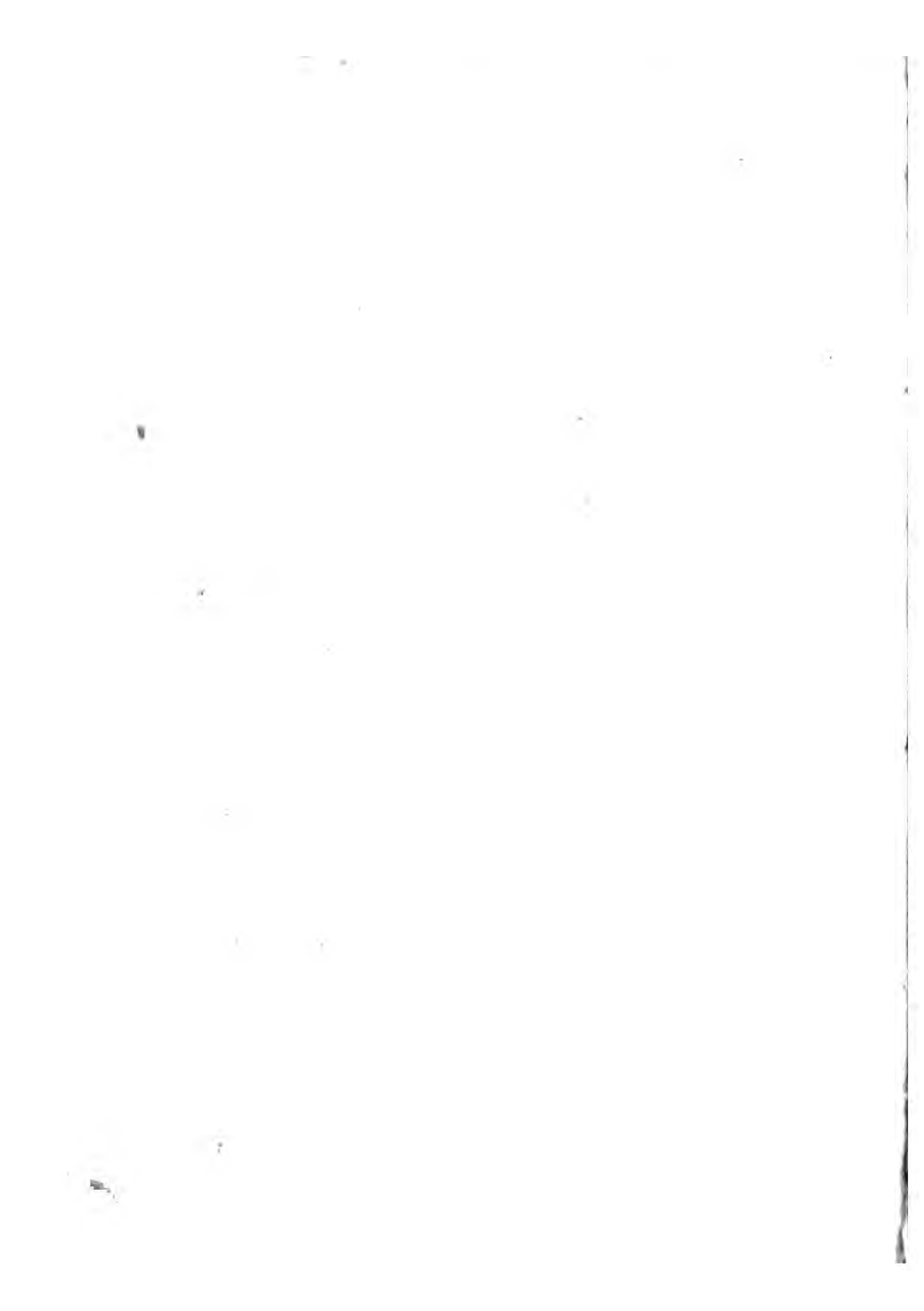
~~1—2~~. Szenen aus der histor. Erzählung „der Berg-  
sturz,“ von Prof. R. G. Puff. Seite 44 und 55.

3. Szene aus der Novelle „Luise Benoni,“ nach  
Heinrich Mackenzie. Seite 74.

~~4—5~~. Szenen aus der Novelle „der Apibone,“ von  
Dr. Adolph Bacherer. Seite 90 und 98.

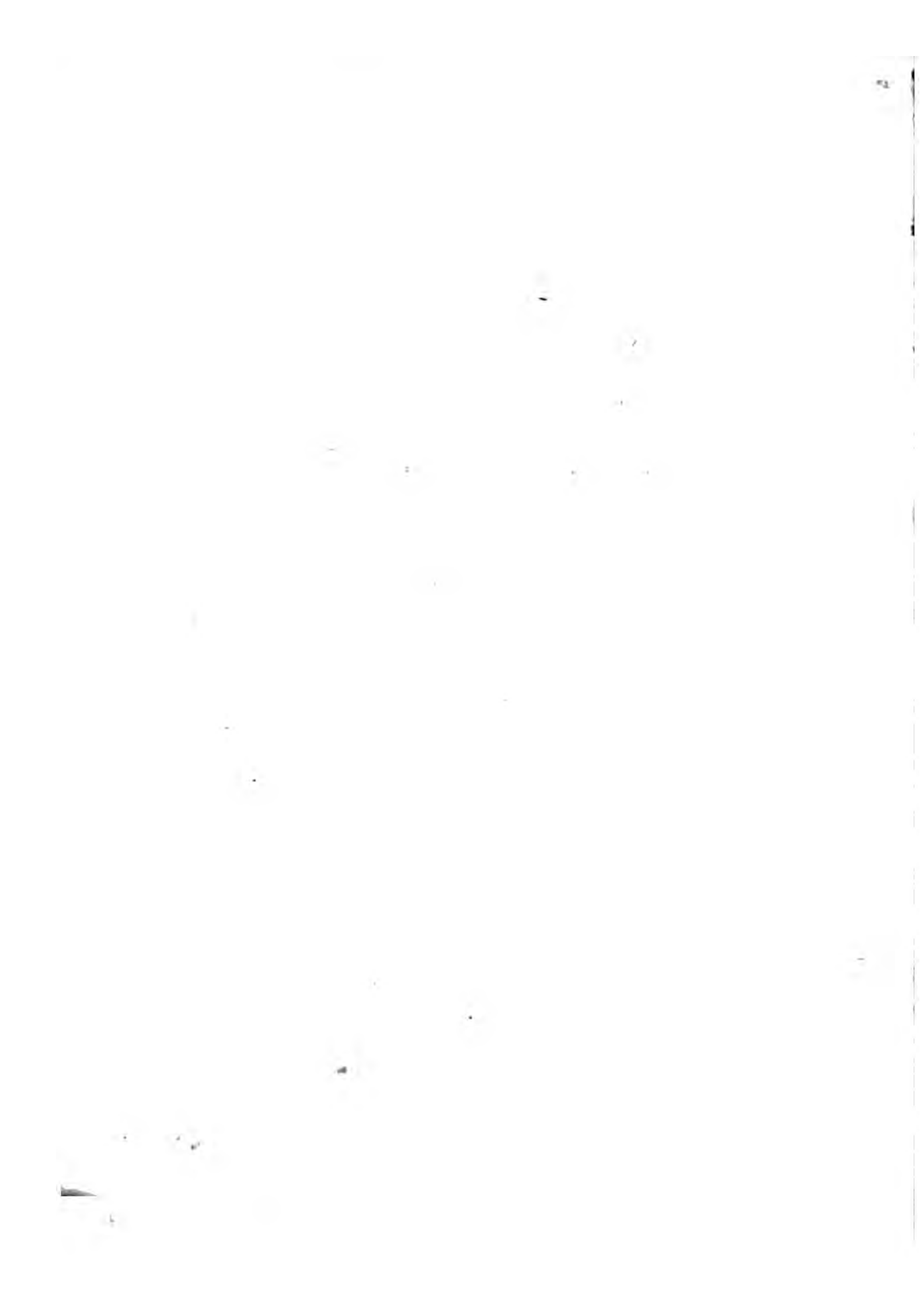
~~6~~. St. Gilgen am Wolfgangsee, von Emil. Seite 242.

---



**U r o r a.**





Der  
**S t a m m b a u m.**

---

Eine Erzählung

von

H. W. Adelmi.



Auf des wilden Baumes Krone  
Pfropft der Gärtner, daß den Fleiß  
Reicher Früchte Segen lohne,  
Kunstgeübt ein edles Reis:  
Und dem Baume eng verbunden,  
Ist dem Werth die Kraft gefunden.

Doch wird auf dem edlen Stamme  
Minder edles Reis genährt,  
Wandelt oft es sich zur Flamme,  
Die des Baumes Mark verzehrt:  
Was der Garten nicht kann zeigen,  
Ist der Welt, den Menschen eigen.

---

Baron Herbersdorf ging ein paarmal sorglich im Zimmer auf und ab, endlich wandte er sich an seine sechzehnjährige Tochter Mathilde: „Sprich aufrichtig, Mädchen, liebst du den Grafen?“

„Ich glaube nicht,“ war ihre Antwort, „indess — —“

„Warum quält mich denn also die Schwester so endlos um mein Jawort zu deiner Verbindung mit ihm?“ fuhr der Baron nun, wo sein Herz beruhigt war, unmuthiger als vorher fort, „sage mir, warum thut sie das?“

„Je nun,“ erwiderte Mathilde, „die Tante läßt sich nicht nehmen, daß Graf Thurgau eine besonders angemessene Partie für mich wäre. In der That ist er gerade erst großjährig geworden, hat ein recht angenehmes Äußeres —“

„Das ist's freilich, was euch Mädchen am meisten am Herzen liegt,“ grollte der Vater.

Mathilde aber, als ob sie es nicht gehört hätte, fuhr fort: „Dabei ist er von gutem, altem Adel, besitzt ein bedeutendes Vermögen. — — Sind das nicht die Dinge, Väterchen,“ unterbrach sie sich neckisch selbst, „die, wie es wenigstens in Romanen und Schauspielen behauptet wird, den Eltern am meisten am Herzen liegen?“

„Hm! ja, du hast nicht unrecht,“ antwortete der Baron etwas verlegen; „indess geht es doch nicht an.“

\*

„Und warum denn nicht?“ fragte *Mathilde* weiter, und setzte, den finster werdenden Blick des Vaters zu begütigen, hinzu: „Sieh, das hast du davon, daß du mich verwöhntest, mir von Allem, was ich thun oder lassen sollte, immer die Ursache zu sagen.“

Der Baron sann etwas nach: „Die sollst du auch diesmal, so weit es angeht, erfahren. Der Graf lebt am Hofe, und würde ihn auch vermählt nicht lassen wollen —“

„Wie könnte er das, lieber Vater, da ihn seine Verhältnisse so oft dorthin rufen, und die Gunst des Erbprinzen ihn einst eine ehrenvolle Rolle hoffen läßt? Zudem, ich läugne es nicht, hätte der Glanz des Hofes auch für mich etwas Lockendes.“

„Lockender sicher,“ entgegnete nicht ohne Empfindlichkeit der Baron, „als die Gesellschaft eines alten Vaters, der einst dich und einen wackern Schwiegersohn in seiner Nähe zu behalten, und so im Familienkreise den Abend seines Lebens zu beschließen hoffte.“

„Aber wer hindert dich daran, Väterchen?“ schmeichelte sich *Mathilde* an ihn. „Den Sommer brächten wir Alle zusammen, wenn Thurgau nicht gerade am Hofe sein muß, auf seinen Gütern zu, den Winter in der Residenz —“

„Nimmermehr!“ fiel der Baron ungewöhnlich heftig ein, „du kennst meine Grundsätze, und von denen lasse ich nicht; aber auch du bist für den Hof nicht geschaffen, und nimmer wird ein Mann, der dich dorthin zu verpflanzen denkt, deine Hand von mir erhalten.“

*Mathilde* blickte trüb vor sich hin, bald aber fiel ihr Auge wieder mit dem Zauber der gewohnten Freundlichkeit auf den tief und schmerzlich bewegten Vater. „Wenn,“

sprach sie, „mein guter, für das Glück seines Kindes unermüdlich sorgender Vater seine Einwilligung mit solcher Bestimmtheit verweigert, so muß er dafür gewichtige Gründe haben.“

„Wahrlich, die habe ich,“ unterbrach sie der Baron.

„Und darum,“ schloß die Tochter, „lege ich mein Schicksal ruhig in seine Hände, sicher, daß ich für das Opfer, das ich bringe, in seiner Liebe reichen Ersatz finde.“

Der Baron dankte ihr mit einer herzlichen Umarmung für das liebevolle Vertrauen, und so war zwischen beiden die Sache abgethan, nicht so schnell aber mit den übrigen handelnden Personen. Rosalie, des Barons unvermählte Schwester, die sich über den Bruder nicht geringen Einfluß zu erwerben gewußt hatte, und seit seine Gattin gestorben war, bei Nichte Mathilden gar zu gerne Mutterstelle vertreten hätte, ließ sich nicht mit der allgemeinen Erklärung, daß jene sich der Weigerung des Vaters gefügt habe, zufrieden stellen; sie bestand darauf, die Ursache dieser Weigerung zu wissen, und als sie dieselbe erfahren hatte, kämpfte sie wol noch dagegen an, bald aber, aus früherer Zeit überzeugt, daß ihres Bruders Widerwille gegen Alles, was Hofleben hieß, unüberwindlich sei, wagte sie den letzten Versuch, dem Grafen Thurgau, der sich ihrer besondern Gunst erfreute, von Allem, was vorgegangen war, volle Kenntniß zu geben. Allein auch dieser Schritt schlug fehl: denn wenn der Graf gleich Mathilden nach seiner Art liebte, und ihren Besitz wünschte, so kam es ihm doch nicht entfernt in den Sinn, dafür seine glänzenden Aussichten zu opfern, und eben so wenig wollte sich sein Ehrgefühl dazu

bequemen, Mathilden's Hand durch ein geheucheltes Versprechen zu erschleichen, daß er das lassen wolle, was er zu lassen nicht gesonnen war. Er zog sich also von seiner frühern angenäherten Stellung entscheidend zurück, und löste so, mit der Beantwortung der von Rosalien verdeckt an ihn gestellten Frage, zugleich das Verhältniß, das Allen schon peinlich zu werden begonnen hatte. Der Baron aber, müde der Vorwürfe, womit ihn seine Schwester fortan, bald mehr bald minder offen, quälte, und wohl überzeugt, daß als Ableitungsmittel dagegen, und zur vollen Beruhigung seiner Tochter eine zeitliche Entfernung aus den bisherigen Umgebungen erwünschlich sei, beschloß mit ihnen eine Reise nach dem Bade zu \*\*\* zu unternehmen, dessen Gebrauch ihm selber die Ärzte schon lang empfohlen hatten, und das er bis jetzt wol nur darum nicht besucht haben mochte, weil er bei seinen Ausflügen überhaupt das südliche Deutschland vermied.

Die großartige Natur, die den Badeort in weitem Kreise umgibt, übte ihren magischen Einfluß auf Mathilden, Rosalien erheiterte die Vorstellung der Annehmlichkeiten, die ihr die neuen geselligen Verhältnisse im vielseitigen, lebhaften Verkehre zu gewähren versprachen, und so trafen Beide in einer Stimmung, die schon jetzt den Wünschen des Barons vollkommen entsprach, an Ort und Stelle ein. Dort wurden Mathilden's Erwartungen durch den Genuß der majestätischen Gebirgswelt überreich erfüllt, minder aber war dies bei Rosalien der Fall; sie vermiste hier, in dem erst seit kurzer Frist zur Berühmtheit emporgehobenen Badeorte, gar Manches von den Gaben der Zierlichkeit und Bequemlichkeit, die andere, lang schon blühende Bäder den Besuchern darzubieten vermö-

gen, und als Sühnung der im Kleinen getäuschten großen Hoffnungen, mußte der Baron sich bequemen, nach dem Wunsche der umgangslustigen Schwester an der Table d'hôte zu speisen, während er vorgezogen hätte, sich auf dem Zimmer serviren zu lassen. So erschien er denn, die Tochter und Schwester zur Seite, im Speisesaale, wo die Erste durch ihre Liebenswürdigkeit Aller Blicke auf sich zog, und bald einen Zirkel schau- und sprechlustiger Männer um sich versammelte, indes auf einer andern Seite des Saales der Kriegsrath Baron Dallwitz, als wohlbekanntes Repertorium aller Badeneuigkeiten, denen, die es zu hören Verlangen trugen, die Auskunft erteilte, daß die Badeliste den Angekommenen als Baron Herberstdorff aus\*\*\* au bezeichne, und daß, wie ihm aus andern Quellen gar wohl bekannt sei, derselbe ein ansehnliches Vermögen besitze; seine Frau, eine geborne Gräfinn Klingenfels, habe er schon vor einigen Jahren verloren, und es seien ihm von ihr nur zwei Kinder geblieben: eine Tochter — welche, bemerkte er Schwerbegreifenden zur Belehrung, die jüngere der beiden Damen sei — und ein Sohn, der als Lieutenant in p\*\*\*schen Kriegsdiensten stehe.

Bei Tische war die Unterhaltung, wie es in Bädern meistens der Fall zu sein pflegt, lebhaft und ungezwungen, und wenn man sich dort überhaupt bald an die schon gebildete Gesellschaft, und die durch Vorschrift oder Gewohnheit festgesetzte Lebensordnung anschließt, so genossen Herberstdorff's hier noch insbesondere den Vortheil, aus dem Munde des Kriegsrathes Dallwitz über alle Einzelheiten, die sie zu wissen nur irgend wünschen, oder nicht wünschen mochten, unaufgefordert den umständlichsten

Aufschluß zu erhalten. Im Besitze der ins kleinste Detail gehenden und schier unfehlbaren Notizen über alle adeligen Familien Deutschlands, war er nicht nur bereitwillig, sondern stolz darauf, auch Andern seine mühsam genug gesammelten Kenntnisse mitzutheilen, auf deren vervollständigung er immer ausging, wie ein Schmetterlingsjäger seltenen, ihm noch mangelnden Exemplaren nachjagt. Den reichsten Gewinn von seinen dargebotenen Schätzen zog Tante Rosalie, deren Wißbegierde unersättlich war; aber leider sollte sie sich der Schätze und ihres Spenders nicht lange erfreuen, denn der plötzlich eingetretene Tod des Kriegsministers war der Anlaß, daß Baron Dallwitz noch am selben Tage mit Estaffette in die Residenz berufen wurde, und kaum so viel Muße übrig behielt, der Badegesellschaft die beruhigende Zusicherung zu ertheilen, daß er, sobald nur die dringendsten Geschäfte seines lästigen Amtes geschlichtet seien, auf den Flügeln der Ungeduld in ihre Mitte zurückeilen werde.

Die Zeit, welche Baron Herberstdorf zum Aufenthalte in dem Bade bestimmt hatte, floß unter Vergnügungen im Schooße der Natur, die eine heitere Witterung begünstigte, und unter manchem andern geselligen Genuße, wo Mathilde gar oft die Königin des Festes war, froh, aber ohne ein bedeutendes Ereigniß dahin, und die Badetour, die auf die Gesundheit des Barons sehr günstigen Einfluß genommen hatte, war schon an ihrem Ende, als der Kriegsrath Dallwitz seinem Versprechen gemäß wieder erschien, um zwar nicht von der Heilquelle, deren seine Gesundheit nicht bedurfte, aber von der Gesellschaft vor ihrem Scheiden möglichst Vorthail zu ziehen, oder ihr vielmehr denselben, wie er glaubte, durch seine Un-

terhaltung zu verschaffen. Wirklich hatte er aus der Residenz mehre, dem höheren Zirkel interessante Neuigkeiten mitgebracht, die er, um das Vergnügen der Mittheilung wiederholt zu genießen, zuerst einzelnen Auserwählten, dann aber an der Tafel der ganzen Gesellschaft verkündigte. Obenan unter diesen stand die bevorstehende, und gerade bei der Abreise des Kriegs Rathes deklarirte Vermählung des jungen Fürsten W\*\* mit einer verwitweten Gräfinn R o h r b a c h.

„Mit welcher aber?“ fragte einer der Gäste, „es leben ja zwei verwitwete Gräfinnen R o h r b a c h.“

„Die geborne Gräfin R e b e n s t e i n ist es,“ fuhr der Kriegs Rath fort; „sie hat schon, als sie noch vermählt war, ein lebhaftes Interesse bei dem Fürsten W\*\* erregt —“

„R e b e n s t e i n, sagen Sie?“ unterbrach ihn ein Anderer, „was sind doch die R e b e n s t e i n für eine Familie?“

„Eine R o h e b u e'sche,“ witzelte, den kaum ausgesprochenen Scherz gleich selbst belachend, ein Kammerjunfer; „in R o h e b u e's Unvermählter kommt ja schon ein R e b e n s t e i n vor, der obendrein Minister ist.“

„Ach lassen Sie mich mit Ihren Theaterfamilien,“ nahm, über die steten Unterbrechungen mißvergnügt, der Kriegs Rath wieder das Wort; „da würde eine schöne Genealogie herauskommen. Die Grafen R e b e n s t e i n sind eine sehr gute F\*\*sche Familie —“

„Gewesen,“ fiel ein Landpfarrer aus R\*\* am entgegengesetzten Ende der Tafel ein. „Die jetzige verwitwete Gräfin von R o h r b a c h ist der letzte Sprößling.“

„Ganz recht,“ antwortete Baron D a l l w i z dem unwillkommenen Mitbewerber auf dem Felde seiner Lieblingswissenschaft. „Nun, diese verwitwete Gräfin also —“



„Dadurch ist auch“ — fuhr mit unverwiltlichem Gleichmuth gegen den ungeduldigen Seitenblick des Kriegsrathes der Pfarrer das ihm gründlich bekannte Thema zu bearbeiten fort — „dadurch ist auch bei uns die Stelle eines Erblandmundschenken in Erledigung gekommen, und seitdem nicht wieder besetzt worden.“

„Wartet man etwa, daß einer der Todten wiederkommt?“ fragte spöttisch der Kriegsraath.

Der Andere lächelte: „In unserem Jahrhunderte ist das eben nicht zu vermuthen; indefs scheint dabei doch ein besonderes Verhältniß obzuwalten.“

„Darüber wirst wol du, lieber Bruder, die beste Auskunft geben können,“ sprach jetzt bedeutend, und stolz darauf, einmal von der Rolle der Gelehrten zu jener der Belehrenden übergehen zu können, Rosalie, „unsere Mutter war ja auch eine Rebenstein.“

„Wahrhaftig? nun lassen Sie doch hören, Herr Baron,“ riefen mehre aus der Gesellschaft.

Baron Herberdorff aber, der das ganze Gespräch mit peinlichem Gefühle angehört hatte, und durch die zuvorkommende Geschwätzigkeit seiner Schwester noch unangenehmer berührt wurde, stotterte nur halb verständlich: „Ich bedaure, mir ist wirklich nichts bekannt, was da von Interesse sein könnte; auch ist meine Schwester von den Familienverhältnissen so wenig unterrichtet —“

„Nicht gar so wenig, als du glaubst,“ fiel ihm Rosalie erbittert ins Wort, „ich kenne unsern Stammbaum von einem Ende zum andern.“

Der Baron, der unglücklicher Weise nicht neben seiner Schwester saß, versuchte vergebens, ihre Suade durch bedeutende Blicke zu unterbrechen, jetzt aber fragte sie

der Kriegsrath neugierig: „Ihren Stammbaum? und der ist ohne Zweifel recht ansehnlich?“

„Wie es sich bei einer Dauer von mehr als fünf Jahrhunderten wol denken läßt,“ erwiderte die Ge-fragte mit kindischer Eitelkeit, „und dabei zählen wir un-ter unsern Ahnen Frauen aus den größten Familien.“

„Charmant!“ rief der Kriegsrath; „ich bin ein Lieb-haber von solchen Stammbäumen: sie sind so instruktiv! Dürfte ich wol bitten, Herr Baron —“

„Ich muß beklagen,“ antwortete der Baron bitter, „daß es nicht meine Gewohnheit ist, auf Badereisen alle meine Familienurkunden mit mir zu führen; und da es wol allzuvermessen wäre, Ihnen deshalb eine Tour nach \* \* \* au zuzumuthen —“

„Wohlan,“ lenkte der Kriegsrath, über des Barons gereizten Ton erstaunt, ein, „vielleicht bietet mir der Zu-fall eine andere Gelegenheit, meine Wißbegierde zu be-friedigen.“ Und damit schritt er weiter fort in dem inte-ressanten Gespräche, den Schatz seiner Neuigkeiten auszu-spenden, so daß, als die Tafel aufgehoben wurde, der Frohsinn der Gesellschaft sie schon lange auf das hier und da gewahrte auffallende Wesen des Barons hatte ver-gessen lassen.

Nicht so leicht aber vermochte er selbst das unange-nehme Ereigniß aus dem Gedächtnisse zu verlieren, und kaum waren sie in ihrer Wohnung angelangt, als er mit einer, seiner Schwester ganz ungewohnten Strenge sie zum Bekenntnisse aufforderte, wo und wie sie den zur Kundbarkeit gebrachten Stammbaum ansichtig geworden sei. Sie mußte nun gestehen, daß sie mittelst des ihr, als Oberleiterin des brüderlichen Hauswesens anvertrauten

Hauptschlüssels auch in ein geheimes Kabinet des Barons, das er vor jedem fremden Blicke verwahrt zu haben glaubte, eingedrungen sei, und dort den stattlichen Stammbaum entdeckt habe, der ihr Interesse um so lebhafter in Anspruch nahm, als der Bruder ihr über Familienverhältnisse nie so viel Aufschluß, als sie wol wünschte, ertheilt hatte.

Das Geschehene ließ sich nicht mehr ungeschehen machen; der Baron beschränkte sich also darauf, seiner Schwester für die Zukunft das strengste Stillschweigen über den ihm widrigen Gegenstand anzubefehlen, und zugleich pries er sich glücklich, daß die Beendigung der Badetour ihm die Möglichkeit verschaffte, sich schon am künftigen Tage den, wie er glaubte, neugierig auf ihm ruhenden Blicken der Gesellschaft zu entziehen.

Wirklich rollten sie, zum großen Schmerze Rosalien's, die dadurch die selbstverschuldete Strafe ihres Vorwitzes erlitt, gleich am nächsten Morgen aus dem Badeorte hinweg, und bald waren sie wieder zu \*\*\* au gelangt. Auch geschah das gerade zu rechter Zeit: denn zwei Tage nach ihrer Ankunft traf des Barons Sohn, der bei der p\*\*\*schen Besatzung zu M\*\* stand, im Vaterhause ein, um einen eben erhaltenen Urlaub dort zuzubringen. Nach der wärmsten Bewillkommnung des Langentbehrten fiel der Blick seiner Angehörigen auf einen Begleiter desselben, den er ihnen auch sogleich als seinen Freund, den Hauptmann R e b e n s t e i n, vorstellte. Tieferrregt durch den ihn wunderbar verfolgenden Namen blickte ihn der alte Baron, eben dadurch etwas befremdet sahen ihn M a t h i l d e und R o s a l i e an, und Letztere fragte: „Graf R e b e n s t e i n?“ — „Nein, meine Gnädige, F r a n z R e b e n s t e i n

schlechtweg," antwortete er, und ein strenger Wink des Barons untersagte der Schwester weitere Fragen. 'Indeß hingen die Blicke der Frauen mit Wohlgefallen an der ebenso kräftigen als edlen Gestalt des jungen Kriegers: ein Wohlgefallen, das bald allgemein und innig wurde, als Heinrich, Mathilde's Bruder, erzählte, wie er seinem Gefährten das Leben danke, welches ihm dieser erst kürzlich beim Schwimmen mit eigener Gefahr gerettet hatte. Der Baron bot dem erprobten Freunde den Aufenthalt in seinem Hause mit Wärme an, und dieser zauderte nicht, ein Anerbieten anzunehmen, das, seit er Mathilden gesehen hatte, einen ungewöhnlich hohen Werth in seinen Augen erhielt.

So war er denn zum Genossen des traulichen Familienkreises geworden, und wenn er sich dabei von Tag zu Tag glücklicher fühlte, so wußte er auch, was er des Angenehmen empfing, an seine Umgebung wieder abzustatten. Nebenst ein war ein trefflicher junger Mann; der Kriegerstand hatte ihm weder die Reinheit seiner Seele und die Zartheit seiner Empfindungen geraubt, noch hatte er versäumt, die Musse der Friedensjahre für seine Bildung zu nützen, und so kam es denn, daß er nicht nur mit Allem, was die ältere und neue Literatur des Besseren darbot, innig vertraut, sondern auch in der Musik zu einem bedeutenden Grade von Fertigkeit vorgerückt war. Das schaffte ihm die willkommene Gelegenheit, Mathilden bei der Ausführung vierhändiger Stücke auf dem Fortepiano zu begleiten, wo sie, in der Überwindung der größten Schwierigkeiten Beide gleich geübt, und für die Schönheiten der Tongemälde gleich empfänglich, die genussreichsten Stunden zubrachten. War dann die Musik,

die schon in ihren Zwischenräumen zu manchem sinnigen Gespräche Anlaß gab, geendet, so wußte der klare Geist, der lebendige und dabei nie beleidigende Witz Nebenstein's die ganze Gesellschaft auf das angenehmste zu unterhalten, so daß er in Kurzem der erklärte Liebling des Barons und Rosaliens geworden war. Ernster war der Eindruck, den er auf Mathilden machte: sie, die für den Grafen Thurgau nur ein flüchtiges Wohlgefallen empfunden hatte, lernte jetzt zuerst die Regungen wahrer Liebe kennen, die sich unter dem kräftigsten Schutze, jenem der Hochachtung, in ihr Herz schlich, und da um so unbemerkter wurzeln konnte, als Mathilde nur dem Freunde ihres Bruders, dem achtungswerthen Manne und angenehmen Gesellschafter gut zu sein glaubte. Desto klarer aber war sich Nebenstein seiner Empfindungen bewußt; mit einer Art von absichtlicher Willenlosigkeit gab er sich dem Zuge derselben hin, der ihn früher oder später zum entscheidenden Augenblicke führen mußte, und daß der seinem heißesten Wunsche entsprechen werde, davon glaubte er die Bürgschaft in Mathilden's Auge, ihrer Sprache, kurz in dem unnennbaren Etwas zu finden, das die wahre, und vor Allem die erste Liebe wie ein Strahlenkranz umgibt, und am leichtesten von dem gefaßt wird, der in sich selber der Strahlen Widerschein findet.

Auch Mathilden's Bruder gewährte endlich die Annäherung der Schwester und des Freundes, gewährte sie wol mit inniger Theilnahme, und dem Wunsche, den Freund auch Bruder nennen zu können, doch nicht ohne Besorgniß über die bei weitem andern Folgen, die sich daraus entwickeln könnten. Denn so streng sich sein Va-

ter auch vom Hofe zurückgezogen hielt, und so wenig er sich jemals geneigt zeigte, eines der Vorrechte, auf die ihm das graue Alter seiner Familie Anspruch zu geben schien, für sich geltend zu machen, wovon er auch Heinrich wiederholt abmahnte, so mußte er doch hohen Werth auf die Reinheit seines Adels legen: er hatte nemlich seinem Sohne dringend empfohlen, nur einem stiftsmäßigen Fräulein die Hand zu reichen, und zugleich hatte er ihm ein versiegeltes Packet eingehändigt, das er dann eröffnen sollte, wann er eine dieser Forderung und seinen eigenen Wünschen entsprechende Partie gefunden haben würde. Es war also wol nicht wahrscheinlich, daß der Baron zur Vermählung seiner Tochter mit einem Unadeligen die Einwilligung geben würde: doch vor der Hand galt es wenigstens einen Versuch, und da Heinrich an der Bereitwilligkeit, ja dem Wunsche seiner Schwester, für das Opfer ihrer Standesvorzüge das Glück der Liebe einzutauschen, nicht zweifeln zu dürfen glaubte, so hielt er es für das Nothwendigste, die Gesinnung seines Vaters zu erforschen. Um die Tante dabei nicht zur Gegnerin zu haben, suchte er sie nach einer wol auch auf anderm Felde erprobten Taktik zu seiner Verbündeten zu gewinnen, was ihm, da sie zwar viel auf ihren Adel, noch mehr aber auf den Hauptmann Rebenstein hielt, und ihre Nichte glücklich zu sehen recht von Herzen wünschte, über Erwartung gut und schnell gelang; und nun verwendete er das neugeworbene Hilfskorps sogleich dazu, die Außenwerke seines respektablen Feindes zu beunruhigen. Die Tante wußte wirklich durch allerlei leise Andeutungen ihren Bruder auf das zwischen Rebenstein und Mathilden bereits entstandene Verhältniß aufmerk-

sam zu machen, und brachte ihn dahin, daß er in ihrer Gegenwart selbst über die Sache mit seinem Sohne zu sprechen anfang. Das war es gerade, was der gewollt hatte. Er bestätigte seinem Vater nicht nur die Richtigkeit der von diesem und Rosalien geäußerten Vermuthungen, sondern erhob sie durch seine eigenen Bemerkungen zur Gewißheit, und that zugleich sein Möglichstes, um den Vater mit der Idee einer Verbindung zwischen den Liebenden vertraut zu machen. Anfangs schien den Baron wol der Gedanke eines solchen Mißbündnisses zu verletzen; doch machte es tiefen Eindruck auf ihn, als seine Schwester ihm vorhielt, wie er nun der Tochter schon die Einwilligung zu einer glänzenden Partie versagt habe, und ihr darum einen Ersatz in dem Manne ihres Herzens schuldig sei. Er sprach nicht, wie Heinrich gefürchtet hatte, ein entscheidendes Nein, sondern versank in tiefes Nachdenken, aus dem die beiden Verbündeten sich günstigen Erfolg weissagen zu dürfen glaubten.

Gerade an demselben Tage war zwischen Mathilden und Rebenstein der entscheidende Augenblick gekommen: ein warmer Hauch des Gefühles, hervorgerufen durch einen zufälligen Anlaß, hatte die schon lang erschütterte Scheidewand niedergestürzt, Rebenstein hatte das Wort Liebe ausgesprochen, und Mathilde im plötzlichen Selbsterkennen des lange schon Empfundnen es erwidert; sie entsagte freudig allen höheren Ansprüchen, die Geburt und Reichthum ihr ertheilen konnten, und gab dem Geliebten die süße Vollmacht, vom Vater ihre Hand zu erbitten. Vor den also traten sie jetzt beide, und er erwachte nur aus seinem Nachsinnen, um aus Rebenstein's und der Tochter Munde die Bitte um Verwirklichung

dessen zu hören, was ihm Sohn und Schwester eben erst als möglich und wünschenswerth dargestellt hatten.

So warmem und einstimmigem Dringen aller derer, die ihm theuer waren, vermochte der Baron nicht zu widerstehen: er forderte nur, damit er samt seiner Tochter noch reif zu prüfen, und die Bedingungen der Einwilligung festzustellen vermöge, eine kurze Bedenkzeit, und um ihr, so wie Allen, den Grund seines Handelns klar zu machen, erklärte er sich zugleich bereit, einige Begebenheiten aus der Geschichte seiner Jugend zu erzählen, die er, wie er sagte, seit langer Zeit der Verborgenheit übergeben, und lieber ganz vergessen zu können gewünscht hatte.

„Ich ward,“ so erzählte der Baron, „zu Regensburg geboren, wo mein Vater in Geschäften des kaiserlichen Hofes durch längere Zeit gelebt, und wo er sich auch vermählt hatte. Noch gedenke ich mit Rührung des zarten Verhältnisses, das zwischen meinen Eltern bestand, der Güte, mit der sie mich behandelten. Nur zu früh aber starb meine Mutter, und mein Vater, schmerzlich ergriffen von dem Verluste der lebenswürdigen und geliebten Gattin, suchte, um sich einer ihn fast überwältigenden Schwermuth zu entreißen, eine diplomatische Anstellung in Rußland, die er auch erhielt. Bei seiner Abreise — ich erinnere mich deren, obschon ich damals kaum zehn Jahre zählte, noch sehr lebhaft — nahm er von uns, seinen Kindern, tiefgerührten Abschied, und übergab Rosalien einem Kloster, mich der Ritterakademie in \* \* \* n zur Erziehung. Ich brachte dort in dem Kreise so vieler gleichen Alters und Standes, und begünstigt durch gar manchen Vortheil, den mir die bedeutende Zulage mei-



nes Vaters verschaffte, die Knabenjahre recht angenehm zu, als mich, gerade beim Übertritte ins Jünglingsalter, die Trauerpost von dem Tode meines Vaters überraschte. Meine Betrübniß über seinen Verlust war tief und ungeheuchelt, und als nicht allzulange darnach sein Nachlaß zu meinem Vormunde nach \*\*\* n gebracht wurde, gewährte es mir ein schmerzliches Vergnügen, in seiner Bibliothek und so manchen andern Habseligkeiten noch Spuren zu suchen, welche die Erinnerung an den Verewigten immer neu in mir belebten. Da geschah es eines Tages, daß ich auf eine große silberne Kapsel stieß, in der ich, als ich sie öffnete, den Stammbaum unseres Hauses fand. Das Alter unserer, schon unter Kaiser Albrecht dem Ersten in den Ritterstand erhobenen Familie, die vielen glänzenden Namen, die ich da entdeckte, machten mich von Eitelkeit schwindeln, ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als mich mit dem neu entdeckten Besizthume recht genau vertraut zu machen, und bei der Rückkehr in die Akademie das, was ich gesehen hatte, Allen kundzugeben, die mir ein williges Ohr leihen wollten. Manche, besonders Jene, die selbst von altadeligem Geschlechte waren, nahmen Interesse daran, Andere fanden die Wichtigkeit, mit der ich meine Entdeckung ausposaunte, abgeschmackt, und noch Andere mochten mich wol um das Geschenk des Zufalls beneiden; Aller Äußerungen aber, so widersprechend sie unter sich waren, übten auf mich die gleiche Wirkung: mich von dem hohen Werthe meines Vorzuges immer lebendiger zu überzeugen; und selbst die Bemühungen meiner achtungswerthen Lehrer, die das Überhandnehmen meiner Schwachheit gewahrten, vermochten es nicht, mich von derselben zu heilen. So hatte ich das

zwanzigste Jahr erreicht, als eine große Festlichkeit, welche gerade damals am Hofe bevorstand, den Anlaß gab, daß Mehre aus dem in unserer Erziehungsanstalt befindlichen jungen Adel zu Edelknaben ausgewählt werden sollten. Unter denen, die sich am eifrigsten zu der Ehre drängten, war auch ich, und da meine Vorgesetzten mit meiner Verwendung sowol, als mit meinem Betragen zufrieden waren, so erklärten sie sich bereit, vorzugsweise meine Bitte zu unterstützen. Ich begann also unverzüglich die dazu nothwendigen Urkunden zu sammeln, und hoffte bald genug damit zu Stande zu kommen, da schon der Nachlaß meines Vaters alle Behelfe zur Belegung seiner Abstammung enthielt, und ich daher nur noch die im Stammbaume nicht enthaltene Ahnentafel meiner Mutter einzuholen brauchte. Ein Freund meines verstorbenen Vaters zu Regensburg sandte mir das Verlangte, und freudig eröffnete ich das Schreiben, als den Schlüsselstein zum Gebäude meiner Hoffnungen; aber wer schildert mein Erstarren, als ich in dem einzigen darin enthaltenen Taufscheine las: daß Herr Ludwig Rebenstein und seiner Gattin Eleonore Warnehaufen zu Regensburg eine Tochter Namens Antonie geboren worden sei — Antonie! ja, so hieß meine Mutter! aber Ludwig Rebenstein hätte ihr Vater geheißt? nicht Graf Rebenstein? — Wie sinnlos rannte ich zu meinem Vormunde, und stürzte mich auf den unglückseligen Stammbaum — es war nur allzuwahr! an meines Vaters Seite stand Antonie Rebenstein, und bloß meine Einbildungskraft hatte ihr den Adelstitel des wohlbekannten Grafengeschlechtes geliehen.

„Ach, lieber Himmel, so ging es auch mir!“ rief Rosalie.

Der Hauptmann aber fragte den Erzähler erstaunt: „Antonie Rebenstein also hieß Ihre Mutter?“

„Allerdings,“ erwiderte der Baron, „und Sie werden nun verstehen, warum bei Ihrem ersten Erscheinen Ihr Name mich befremdete.“

„Antonie Rebenstein,“ wiederholte Jener sinnend; „und zu Regensburg war sie geboren?“

„Wie ich Ihnen sagte,“ antwortete Baron Herberstdorf und fuhr dann in seiner Erzählung fort: „Es war also entschieden, die Heirath meines Vaters mit einer Bürgerlichen hatte alle Vorrechte von fünfzehn Generationen vernichtet, und von dem Stolge auf das Alter meines Adels blieb mir nur der Schmerz zurück, ihn nicht rein überkommen zu haben. Das Bitterste aber stand mir noch bevor: die Beschämung, daß ich meine Unfähigkeit zu der so zuversichtlich angesprochenen Ehrenausszeichnung selbst bekennen mußte, und der giftige Spott, mit dem viele meiner Gefährten meinen Sturz von der geträumten Höhe begleiteten. Ich hatte ihnen — das läugne ich nicht, und läugnete es nicht einmal damals — durch meine thörichte Eitelkeit eine bedeutende Blöße gegeben, aber daß sie sich derselben so schonungslos bedienten, daß sie mit so unbarmherzigem Hohne jede Gelegenheit ergriffen, mir das, was ich so gern hätte sein mögen, und doch nicht war, vorzurücken — das war mehr, als ich verdient zu haben glaubte. Meine früher heitere, oft unbesonnene Geschwätzigkeit ging in Verschlossenheit über, mißtrauisch glaubte ich in jedem Worte, jedem Blicke eine Anspielung auf jenes Ereigniß zu finden, und machte mir so das Leben in der Anstalt zu einer wahrhaften Hölle. Darum war auch mir, gleich

vielen Andern, der Tag des Übertrittes aus der Akademie ins Weltleben ein hohes Fest, und ich hoffte nun erst meines Daseins recht froh zu werden. Auch ging meine Hoffnung auf das glänzendste in Erfüllung. Der junge, nicht unangenehm gebildete, und vor Allem vermögliche Baron war in den meisten Häusern gern gesehen, und ein unausgesetzter Genuß der Weltfreuden entschädigte mich für das lange Entbehren derselben und den Zwang des akademischen Lebens. Endlich aber mahnte mich die innere Stimme, daß es wol an der Zeit sei, mich einer ernstern Bestimmung, als der des Herumtaumelns in rauschenden Vergnügungen aller Art zu widmen, und ich wählte den Staatsdienst bei dem Departement des Innern. Der Minister Reichsgraf von Klingenfels, mein oberster Chef, gewann mich bald lieb; er verwendete mich zu den unmittelbaren Ministerialgeschäften und zog mich auch in die nähere Umgebung seiner Familie. Sie war sehr liebenswürdig, diese Familie, doch ich hatte bald nur Sinn und Gefühl für Eine, die unter den Andern hervorglänzte, ohne es zu wollen, und Aller Herzen gewann, ohne es zu wissen: die Eine war Natalie, des Grafen älteste Tochter. Als ich das Emporkommen meiner Neigung wahrte, wollte ich sie bekämpfen — — ach, wer hat je in solchem Kampfe gesiegt! Reißend wuchs sie zur Leidenschaft empor, und mir blieb nur ein Ausweg: der, vor der Gefahr zu fliehen. Doch sie sollte noch größer werden! Auch Natalie, ich erkannte es mit unsäglichem Schmerze und eben so grenzenloser Seligkeit, auch Natalie liebte mich; was aber sollte, was konnte ich thun? durfte ich denn von dem ahnenstolzen Vater die Einwilligung zur Verbindung seiner Tochter

mit einem nicht stiftsmäßigen Edelmann jemals hoffen? und durfte ich ihm auch nur verargen, wenn er seiner Familie einen Vorzug bewahren wollte, der mich, als ich ihn zu besitzen glaubte, mit solchem Stolze erfüllt hatte? Mein Entschluß war gefaßt: ich wollte den mir so gefährlichen Dienstposten verlassen, und auf einer längeren Reise durch entfernte Gegenden Ruhe für mich und die Geliebte erwerben; doch ehe ich den verständig gefaßten Vorsatz noch zu vollziehen vermochte, führte einer jener Zufälle, die oft unsere klügsten Berechnungen vereiteln, eine Erklärung zwischen mir und Natalia herbei: sie wollte die Unmöglichkeit eines günstigen Erfolges meiner Bewerbung nicht so wie ich einsehen, und als ich es mit meinem Selbstgeföhle durchaus unvereinbar erklärte, bei ihrem Vater irgend einen Schritt zu thun, übernahm sie selbst, trotz meiner Abmahnung, das schwere Geschäft. Noch bevor ich aber aus ihrem eigenen Munde erfahren konnte, wie der Graf das gewagte Geständniß aufgenommen habe, traf mich schon dessen Wirkung von einer andern Seite: ein Ministerialbefehl versetzte mich in meiner Dienst Eigenschaft zu einer andern Abtheilung beim Departement des Innern, und als ich, die Ursache ahnend, in die Wohnung des Grafen eilte, wurde ich unter dem erdichteten Vorwande, daß Niemand zu Hause sei, zurückgewiesen. Ich wußte genug und handelte, wie mir die Ehre gebot, indem ich unverzüglich meinen Abschied nahm und zugleich \*\*\*n verließ. Der Geliebten gab ich von dem, was ich gethan, und dem Wege, den ich genommen hatte, in einem durch vertraute Hand bestellten Briefe Nachricht, und bat sie, Herz und Hand einem Andern, der ihrer unter allen Beziehungen

würdig sei, zu schenken — — ach, wer je wahrhaft geliebt hat, weiß, daß es mir nicht Ernst sein konnte mit der Bitte! Auch vernahm ich aus so mancher Feder — denn Natalie selbst war zu zartfühlend, mir gegen den Willen ihres Vaters zu schreiben — daß sie unvermählt blieb, und jeden Vorschlag zu einer Verbindung mit Standhaftigkeit von sich wies. Aber auch sie mußte fortan in genauer Kenntniß dessen, was ich that und empfand, geblieben sein, denn als zwei Jahre darauf Graf Klingenfels gestorben war, erhielt ich wenige Monden darnach ein Schreiben ihrer Mutter, worin sie erklärte, daß sie schon ursprünglich meiner Bewerbung nicht abgeneigt gewesen sei; und mir jetzt die Hand Nataliens unter der Bedingung zuzugestehen bereit wäre, wenn ich, um das Zusammentreffen mit ihren adelstolzen Verwandten zu vermeiden, außer \*\*\*n meinen Aufenthalt nehmen wolle. — Wie gering war das Opfer im Vergleiche dessen, was mir geboten wurde! Ich unterzog mich augenblicklich mit der begeistertsten Freude jener Bedingung, erhielt Nataliens Hand, und nahm meinen Wohnsitz mit ihr hier zu \*\*\*au, wo wegen des Aufenthaltes des Hofes zu B\*\*der Flecken meines Adels minder fühlbar wurde, und wir doch alle Annehmlichkeiten des Lebens in einer volkreichen Stadt und im Umgange mit den höheren Klassen genießen konnten. Die zwanzig Jahre meiner Ehe mit eurer Mutter sind mir hier, wie eben so viele Monden vorübergeflogen, und der einzige bittere Augenblick, den sie mir verursachte, war der ihres Verlustes. Aber so reich mich auch das Schicksal für meine früheren Leiden entschädigt hatte, blieb doch die zweimal empfindlich verwundete Stelle immer schmerzhaft, und ich vermied darum

sorglich Alles, was sie verlegend berühren konnte; denn weh mußte es mir ja doch thun, daß ich, daß meine Kinder die Vorrechte entbehren sollten, deren ich Andere genießen sah, und der Wunsch, das nach Kräften gut zu machen, war es, aus dem manche, euch wol oft widersprechend scheinende Maßregel hervorging. Darum habe ich dir, mein Sohn, die Wahl einer stiftsmäßigen Gattin empfohlen, die du aber noch vor der Vermählung aus dem dir versiegelt übergebenen Aufsatze über deine Geburt unterrichtet haben würdest — denn ich wünschte, daß wenigstens meine Enkel dessen wieder theilhaft werden, was ihre Ahnen besaßen. Darum widerrieth ich dir, meine Tochter, die Verbindung mit dem Grafen Thurgau, dem du nicht an den Hof hättest folgen können — denn es ist nicht gut, daß der Frau die Kreise verschlossen seien, wo der Mann erscheinen darf, und zu erscheinen wünscht. Jetzt aber hast du einen Freier gefunden, bei dem das nicht zu besorgen steht: und wenn er, um den Abstand etwas auszugleichen, sich adeln zu lassen verspricht, so will ich allen weiteren Ansprüchen auf Besenkzeit über seine Werbung entsagen.“

„Und gerade das kann ich nicht versprechen,“ antwortete Nebenstein.

Alle blickten ihn erstaunt an, und in manchem Blicke spiegelte sich auch noch eine schärfere Empfindung; Heinrich aber fragte: „Bruder, habe ich dich auch recht verstanden?“

„Ganz recht,“ erwiderte Nebenstein, „denn Manche wollen behaupten, daß man das nicht erst anzufuchen und zu begehren braucht, was man ohnehin schon besitzt.“

„Ohnehin besitzt?“ fiel jetzt die Tante ein; „Sie wären also adelig?“

„Der Herr Baron selbst,“ fuhr Rebenstein fort, „hat erwähnt, daß es eine Grafenfamilie meines Namens gebe: jetzt, wo ich durch mein wahres Ich das Köstlichste, meiner Mathilde Hand, erworben habe, bin ich bereit, ihm die Dokumente vorzulegen, die meine Abstammung aus diesem Grafen Hause, und meinen Anspruch auf die k\*\*sche Erblandmundschenkenstelle zu erweisen vermögen, um die ich mich, wie um den Kämmererschlüssel, nächstens zu bewerben gesonnen bin.“

„Lassen Sie mich von meinem Erstaunen zu mir kommen!“ sprach der Baron. „Sie also ein Graf Rebenstein, und obendrein von reinem, unbeflecktem Adel! Aber wird dann nicht auch Sie die Lust anwandeln, an den Hof zu gehen?“

„Ich will mich nicht dagegen verbürgen,“ lächelte Graf Rebenstein.

Ein schmerzlicher Blick Mathildens fiel auf ihn; ihr Vater aber fragte ernst: „Sie haben doch gehört, wie ich mich zuvor gerade über den Punkt erklärt habe?“

„Das habe ich,“ erwiderte Rebenstein, „und Ihre Besorgniß, so wie der Unmuth meiner holden Braut wird schwinden, wenn Sie mir erlauben, Ihnen die Geschichte meiner Voreltern kurz zu erzählen.“ Alle stimmten bereitwillig bei und hingen erwartungsvoll an seinen Lippen, als er begann: „Mein Großvater, Ludwig Graf von Rebenstein, der in R\*\* lebte, verlor durch die Treulosigkeit eines Freundes, für den er sich verbürgt hatte, sein ganzes bedeutendes Vermögen. Um nicht unter denen, die ihn im Wohlstande gekannt hatten, arm und zurück-



gesetzt leben zu müssen, ging er mit seiner Gattin *Leonore*, gebornen Freiin von *Warrenhausen*, nach *Regensburg* —“

Nun war die Reihe zu fragen am *Baron*. „Nach *Regensburg*?“ unterbrach er den *Grafen*; „und *Ludwig* hieß er? *Leonore*, geborne von *Warrenhausen*, sie?“

„Vollkommen richtig,“ erwiderte der Gefragte. „In *Regensburg* legte mein Großvater seinen zur Armuth übeltönenden Grafentitel ab, nannte sich *Ludwig Rebenstein* schlechtweg, und fristete durch die Pachtung eines Gutes sein Leben. Als er starb, fand sein Sohn unter den Papieren des Verbliebenen die Beweise seines Adels, und zugleich den sehnlichen letzten Wunsch seines Vaters, daß der Sohn das Entdeckte gegen Jedermann verschweigen, und erst dann von einem seiner Nachkommen der Grafentitel wieder geführt werden möchte, wann ihnen hinlängliche Glücksgüter zu Theil geworden wären, um ihrem Stande gemäß zu leben. Mein Vater ehrte den Willen des Verstorbenen, entdeckte das, was er inne geworden war, nicht einmal seiner einzigen älteren Schwester, die überdies bald nachher starb —“

„Seiner Schwester? wie hieß sie?“ fragte der *Baron* gespannt.

„*Antonie*,“ antwortete der Andere lächelnd. „Zufälliger Weise fiel die Neigung meines Vaters auf ein zwar altadeliges, aber armes Fräulein, und er war es also nicht, der den Grafentitel wieder aufzunehmen berufen war: mir aber, dem er auf dem Sterbebette das Geheimniß anvertraute, hat ein alter Oheim, der mich lieb gewann, vor Kurzem sein ganzes, beträchtliches Vermögen hinterlassen, und so bin ich nun gewillt, das Restaurationsfest

meines bis jetzt der ganzen Welt verborgen gebliebenen Adels mit bedeutendem Pompe zu begeben. Schlagt ein, Herr Kousin und Schwiegerpapa,“ wandte er sich an den Baron, und hielt ihm die Hand hin; „schlagt ein und begleitet mich an den Hof, denn das habt Ihr jetzt doch schon errathen, daß meines Vaters Schwester, Antonie, Eure Mutter war, und Ihr also von so gutem Adel seid, wie nur je einer im römischen Reiche zu finden war.“

Der Baron aber, freudestrahlend, rief: „Nichts mehr für mich, ich bedarf dessen nicht! nur um meiner Kinder willen erfreut es mich und um des Stammbaumes willen, in dem noch heute die Gräfin Antonie von Rebenstein glänzend erstehen soll, wie es ihr gebührt!“

Und Rebenstein umarmte Mathilden, und beide lebten froh und glücklich im Glanze des Hofes, noch glücklicher aber im heimischen Kreise zwischen schmucken Knaben und Mädchen.

---

---

## Erste Liebe.

---

Um Rand des Bach's, den Weste lof' umscherzen,  
Und dessen Schoos die Ufer wiedergibt,  
Da wallt Sie hin, allein mit ihrem Herzen,  
Von stillem Ernst ihr klares Aug' umtrübt.

Die Wange glüht, die langen Wimpern schicken  
Manch' eine Thrän' hinab auf Wang' und Brust;  
Bei deinem Reize, deinen süßen Blicken,  
Gestehe mir, warum du weinen mußt!

Dein Busen wogt, die Qual des schwanken Ringens  
Entpreßt-dir leis' ein halbgeseytztes Wort;  
Die Weste, die gewandten Häsher, fingen's,  
Und tragen, jubelnd, dein Geheimniß fort!

O West, verrath' es nicht, — nicht Au'n, nicht Saaten,  
Dem Wald, der Blume nicht, ich sag' es dir!  
Und mußt du einmal dennoch es verrathen,  
Dann, West, verrath' es Keinem, — außer mir!

Joh. Gabr. Seidl.

---

## Die Reisegefährten.

---

**W**arum soll ich nicht gerne  
Ein Erdenpilger sein?  
Ist doch die Welt so herrlich,  
Der Himmel gar so rein.

Ich wandere durch's Leben  
Im raschen Jugendschritt,  
Und nehme auf die Reise  
Zwei treue Freunde mit.

Ihr kennet sicher beide;  
Befragt nur euer Herz,  
Den einen nennt man — Frohsinn,  
Den andern nennt man — Schmerz;

Sind wunderliche Jungen;  
Der erste immer froh,  
Zufrieden in Pallästen,  
Wie unter'm Dach aus Stroh.

Der zweite aber pilgert  
Mit mir durch Feld und Thal,  
Durch segenreiche Fluren,  
Und seufzet überall.

Ich aber liebe beide  
Gleich inniglich und warm,  
Und wandere durch's Leben  
Mit ihnen Arm in Arm.

Nur wenn des zweiten Auge  
Zu streng auf mich blickt,  
Wird schnell der erste Junge  
An's wunde Herz gedrückt.

Und kennet auch der Pilger  
Nur dunkel jenes Land,  
Wohin er rüstig wandelt,  
Die Freunde an der Hand:

So denkt er, wer die Wege  
So wunderschön gemacht,  
Hat wol das Ziel der Reise  
Noch herrlicher bedacht.

H. von Schulheim.

---

---

## Gewinn durch Schmerz.

---

**M**ir träumt', ich kniet' auf deinem Grab'  
Und weinte bitt're Thränen d'rauf,  
Und sehnte mich zu dir hinab,  
Und sehnte mich zu dir hinauf,

Und sehnte mich aus einer Welt,  
Wo du, mein Lebenslicht, nicht weilst, —  
Die-der Gedanke nur erhellt,  
Daß du dies arme Leben theilst.

Der Traum entwich, — dein holder Blick  
Hing wieder lebenswarm an mir,  
Ach! und mein Schmerz gab mir mein Glück,  
Verdoppelt, neu zurück in dir.

Da rief mein Herz: „Des Todes Arm  
„Kafft sie einst hin, wie du geträumt;  
„D'rum liebe sie unendlich warm,  
„So lang des Lebens Nektar schäumt.

„Das Auge, so das Grab einst schließt,  
„D halt es werth, so lang' es wacht!  
„Die Lippe, die der Tod einst küßt,  
„D liebe sie, so lang sie lacht!

„O drücke fest die liebe Hand,  
„Oh Gott sie aus der deinen reißt!  
„Umschlinge warm das Staubgewand,  
„Oh' es entfällt dem sel'gen Geist.

„Und hat das Leben ausgeschäumt,  
„Und naht der ernste Augenblick,  
„So hat dein Lieben nichts versäumt:  
„Unendlich war sein flüchtig Glück!“

So schöpft mein liebedürstend Herz,  
Dem Scheiden einst und Leiden droht,  
Unendlichkeit — aus seinem Schmerz,  
Unsterblichkeit — aus seinem Tod!

Eduard Silesius.

---

Der  
B e r g s t u r j.

---

Historische Erzählung

von

Professor R. G. Puff.

*Carzsheden*



Wer treuer Herzen Glück vernichtet,  
Wird, ob auch spät, doch streng gerichtet.

Carl Schreyer

---

1.

Aus zerrissenen Wolken senkten sich matte Sonnenstrahlen auf die bewegten Wellen der Tragöser-Seen, ein schwaches Abendroth dämmerte über das schweigende Thal, dessen feierliche Stille nur mehr einzelne Donnerschläge, immer ferner und ferner verhallend, unterbrachen. Durch das Gestrippe hinter dem See schlich sich ein unheimliches Wesen, fast wie ein Alpenjäger gekleidet, aber der struppige Bart, das wild rollende Auge, der unsichere Tritt, die leidenschaftlich gefurchte Stirn, das krampfhaft gehaltene Stukrohr ließen ein ganz anderes Wesen, als Ziel des Spähenden, ahnen, denn eine flüchtige Gemse oder einen leckeren Hirsch. Plötzlich regten sich in undeutlicher Ferne die Zweige, ein Paar Federn schwangen sich im Gebüsch, der Jäger hielt den Athem an sich; stier blickte sein Auge, die Lippen bebten, und mit Donnergekrache schlug die Ladung gegen das Ziel; aber er mußte gezittert haben, denn im Gestrippe hob es sich rasch empor; ein schmucker Bursche, stark und feck, das geschwungene Stukrohr in der Hand, sprang heraus, der unheimliche Schütze floh entsezt den schmalen Felsenpfad am See entlang; unverfolgt von dem nervigten Jünglinge, der ihm nur ein drohendes: „Auch dies noch, Jakob!“ nachrief. Die Hand

auf das Herz gedrückt, wo die stürmenden Gefühle des Zornes und der Rachsucht, wo Schmerz und Wehmuth und die unbegreifliche Ahnung einer fast wunderbaren Rettung kämpften, ging *Moriz*, der rüstige Jägerjunge, in das einsame Forsthaus, wo ihn *Herrmann*, der Förster, und *Marie*, seine liebliche Tochter, mit sehr verschiedenen Mienen begrüßten. — „Auch heute wieder leer?“ donnerte der Förster dem Jünglinge zu, „nicht wahr, es blickt sich sicherer von dem Felsen herab auf den Rauch meines Hauses, als auf die unsichere Fährte des Hirsches oder Bären?“ —

„Ich dachte, Vater,“ fiel ihm *Marie* in die Rede, „wir gingen zur Mahlzeit; *Moriz* wird hungrig sein, das Wetter hielt ihn den ganzen Tag im Gebirge.“ — „Ei, der liebe Junge!“ zürnte *Herrmann*, „suche in seiner Tasche und bereite ihm die besondere Mahlzeit aus dem, was er darin hat.“ — Mit diesen Worten öffnete er *Moriz*'s Tasche, worin sich aber leider nur Alpenblumen — zum netten Strauße für seine *Marie* gebunden — (denn morgen war Kirchgang) vorfanden. Ergrimmt warf der Alte die schuldlosen Blüten seiner Tochter vor die Füße, und ein ächt waidmännischer, mit Flüschchen reich gewürzter, Sermon begann, der zuletzt damit schloß, daß er vom Better *Jakob*, dem reichen Müller, Alles wisse, wie *Moriz*, statt den Wildschützen auf die Spur zu kommen, fleißig die Alpenhütte besuche, um dort mit *Marien* die Zeit zu benützen, die der Vater seinen Geschäften im Stifte zu *Gös* widmen müsse; wie *Moriz*, statt den Bären und Füchsen nachzustellen, mit Blumen tändele und auf eitle Lieder sinne, um *Mariens* Gedanken vollends zu verdrehen. Mit großer Ruhe ließ

Moriz den Strom meist unverdienter Unschuldigungen an sich vorüberauschen, als aber Jakob's erwähnt wurde, hielt er sich nicht länger. — „Herr Förster,“ grüßte er, fester und bestimmter, als je sonst seine Gewohnheit war, „verkennt, um eines Lügners willen, eure Marie nicht; dem Schurken Jakob aber (nichts für ungut, daß ich euern Vetter so nenne), dem sagt in meinem Namen, er soll allen Heiligen danken, wenn ich Raubschützen übersehe; sonst, beim allmächtigen Gott, könnten sich einst die Geier an seinen Gebeinen laben!“ Bei diesen Worten tobte Moriz rasch ins Freie.

## 2.

„Marie,“ sprach der Förster, als es bereits finstere Nacht war und Moriz noch nicht heim kam, „Marie, dir scheint der Imbiß nicht zu behagen, so wenig als mir; sieh, aufrichtig gesagt, ich kann dem Burschen nicht gram sein, wenn er ein Wildfang wird; aber so ein Kopfhänger soll er mir nicht sein, wie seit Kurzem, der mit Blumen tändelt, und auf Lieder sinnt; und kurzum du bist nicht für ihn!“ — Marie heftete den thränenschweren Blick fest auf den Vater, der weicher, als es sonst seine Gewohnheit war, fortfuhr: „Du warst bisher mein Stolz, warst der Trost meiner alten Tage; deine gute verblichene Mutter kannte kein freundlicheres Geschick für dich, als den Wunsch: dich mit dem Sohne ihrer Schwester, dem reichen Müller Jakob, einst verbunden zu wissen, ich gab ihr mein Wort darauf, und friedlich entschlummerte sie. Noch habe ich keinem Wesen mein Wort gebrochen, und die Todten sind mir zu heilig, als daß mir ein solcher

Laffe da, wie dieser M o r i z, der auf den Schutz der Frau Äbtissin so groß thut, in den Weg treten sollte. Jakob ist zwar nicht so fein, nicht so geschmeidig, wie M o r i z, auch klingt seine Stimme rauh, aber er ist reich und ein trefflicher Schütze, der jüngst zu Leoben zweimal das Schwarze traf, indeß M o r i z die Scheibe fehlte, weil er vermuthlich an dich, statt an die Schützengesellschaft, dachte. Dies Verweichlichen taugt mir nicht, das muß anders werden, und von dir ist es nicht schön, daß du mir den Jungen an deinem Gängelbände verdirbst. Er soll, er muß fort, und du wirst dich als Frau Müllerin besser machen, denn als hoffnungslose Jägerbraut!“ —

„Fort soll M o r i z?““ schluchzte M a r i e, „guter Vater, könnt ihr dies fordern? Keine Bitte habt ihr mir je versagt, o laßt mir den einzigen Trost, laßt M o r i z hier, ich will ihm ja gerne aus dem Wege gehen, will keine Blumen, kein Lied mehr, nur laßt ihn hier!““ — „Seit wann währt denn eure Liebelei?“ fragte der Vater, indem er seine Stirne finsterner runzelte, als ihm wol Ernst sein mochte. — „Ihr wißt, lieber Vater,““ begann M a r i e, „wie ihr mir zu Pfingsten befohlen, unserer Sennin M a r t h a nachzusehen, die, hoch an der fahlen Wand, die Brendelhütte bewohnt. Rüstig machte ich mich vor Sonnenaufgang auf den Weg und stand auf der Höhe der Alpe, als das erste Roth an den Gipfeln flimmerte. Mir war so wohl, so weh ums Herz, als das Frühgeläute aus den Thälern zu mir drang, als der Nebel allmählig sich verzog und die fernen Berge, hinter denen, wie ihr mir sagtet, die schöne Untersteiermark liegen soll, sichtbar wurden. Bei dem Gedanken der Untersteiermark erinnerte ich mich an M o r i z, dessen Eltern, wie ich oft vernahm,

dort heimisch waren. Mit dem schönen Morgen schien mir sein Bild so innig verschmolzen, daß ich es durchaus nicht aus meinem Sinne brachte. So gelangte ich zur Brendelhütte, ordnete mit *Marta* die Käse und Schotten, und wollte eben mit einem Milchgefäße zum Brunnen eilen, als ein ungeheurer Hund über die Einfriedung setzte und sich wüthend über mich herstürzen wollte. Mit einem Schrei des Entsetzens sank ich zu Boden, wie im Traume hörte ich einen dumpfen Schall, und als ich wieder die Augen öffnete, kniete *Moriz* neben mir, einige Schritte weiter lag der Hund in seinem Blute, und neben der Hütte stand *Jacob*, fluchend und drohend, denn sein war der Hund, den er im unartigen Scherze, um mich zu erschrecken, in den Hof geheßt, und den *Moriz*, eben von *Gös* heimkehrend, wohin er eure Gelder abgeliefert, rasch erschossen hatte. Mit böshaftern Worten entfernte sich *Jacob*, und ich war so seelenfroh, als mir *Moriz* den Arm bot und mich heimführte. Wie kurz mir der sonst weite Weg, wie eben mir seine spitzen Steine vorkamen, kann ich euch nicht schildern; viel sprachen wir nicht, aber gewiß recht Wichtiges, weil seit jenem Tage meine Wünsche die seinen wurden, seine Zufriedenheit meine Wonne ist.“ — Der Förster schwieg, in tiefes Sinnen versunken, und die Lampe flackerte schon schwach, als er, mit wehmüthigem Ernste, *Marie* auf ihre Kammer gehen hieß. Lange hörte das Mädchen ihn noch ab- und zuschreiten, und mit kindlicher Ergebung betete sie um Schutz und Heil für ihren heißgeliebten *Moriz*; Thränen unterbrachen oft die Worte, und schon graute der Morgen, als *Marie* das kummerschwere Haupt auf das Lager senkte.

## 3.

Zum duftigen Opferrauche, der den Bergen entstieg, tönten die Morgenglocken, mild und hehr, von dem Pfarrkirchlein zu Tra göß. Schmucke Bursche, denen der grüne Hut mit Schildhahnfedern und Gensbart, die knappe Jägertracht und das sichere Griesbeil ein trotziges Aussehen gab; schlanke Dirnen, roth und munter, eilten zur Frühmesse; nach und nach füllte sich die Kirche, und die Letztgekommenen standen und saßen auf dem kleinen Friedhofs, dessen längstverblichene Bewohner in ihren grünen Ruhebetten doch noch immer mit zur Gemeinde gehörten. Sinnend hinter einem frischen Kreuze lehnte M o r i z; die Krone von Blumen und Kauschgold, die im Winde flatterte, zeigte, daß eine Braut hier ruhe; eine weiße Rose blühte über ihrem Bette, mechanisch pflückte er sie ab, hob langsam den Blick und schauderte unwillkürlich zusammen, als plötzlich M a r i e, die sich etwas verspätet hatte, vor ihm stand und die Hand nach der Rose ausstreckte. Ihr bleiches Gesicht, das verweinte, fast erloschene Auge, der schwache Ton ihrer Stimme zeigten ihm, was sie gelitten. — „Gib mir die Rose, M o r i z,“ lispelte sie leise. — „Nimmermehr!“ erwiederte der Jüngling hastig; „laß sie am Grabe ruh'n, wo ich sie raubte,“ mit diesen Worten legte er sie unter das Kreuz; doch rasch bückte sich M a r i e, hob die Rose auf und steckte sie an den Busen. — „M a r i e!“ bat M o r i z, „laß das Eigenthum der Todten, es deutet nichts Gutes!“ — „Mir blüht keine andere,“ seufzte M a r i e, „sie gehört zu meinem Hochzeitstraufe, wenn ich dem Vater gehorchen muß.“ — Mit trübem Lächeln schwankte sie zur Kirche, aus der sie

bald der Vater heimgeleitete. In innerster Seele ergriffen, starrte ihr Moriz nach, wild tobte es in seiner Brust; die raube Nacht, durch die er sich stürmisch, im finsternen Kampfe mit seinem Gesichte, in den Wäldern umhergetrieben, kurz Alles trug dazu bei, ihn in die furchtbarste Aufregung zu versetzen. Willenlos folgte er dem Zuge der jungen Leute, die sich am Ende des Gottesdienstes, nach altem Brauche, in der Schenke versammelt hatten, und sich dort von Jagd- und Waldabenteuern, Heirathen und Todfällen unterhielten. Lautlos saß Moriz an einem Tische, wo mehre muntere Kumpane lustig zechten, und manchen Schwank und manche ernste Szene aus dem kühnen Leben der Älpler zum Besten gaben. Die Wendung ihres Gespräches fiel auch auf Jakob, den Müller, und die hingeworfenen Worte des Einen: „schade um die schöne Försterstochter, daß sie der Vater zur Heirath mit dem Wilddiebe Jakob zwingt,“ regten Morizen das Blut wild auf; hastig leerte er sein Glas und wollte eben die Stube verlassen, als Jakob im vollen Staate, stolz, in der Jacke mit schweren Silberknöpfen, eintrat. Moriz starrte ihn finster an, und erwiderte keine Sylbe auf den höhnischen Morgengruß des stämmigen Müllers. Er wollte gehen, aber wie an glühenden Ketten hielt ihn eine verhängnißvolle Gewalt zurück. Der Müller setzte sich, die Bursche ließen es nicht an Anspielungen auf den baldigen Bräutigam fehlen, die er mit rohen Scherzen erwiderte. Immer rascher pochten Morizen die Pulse, und als Jakob, mit grinsendem Lächeln auf ihn, eines Gartens erwähnte, den er bei seiner Mühle wolle anlegen lassen, damit seine empfindsame Braut nicht mehr Alpenblumen brauche, da hielt sich der Jüngling nicht länger. Mit einem



durchdringenden Blicke rief er dem Müller zu: „Ihr wollt euch gewiß dort am See die Blumen holen, wo ihr gestern den ehrlichen Schuß gethan, Herr Wilddieb!“ — „Wer wagt es, mich zu beschimpfen!“ brüllte Jakob, schlug Stuhl und Tisch um, daß die Gläser klirrend brachen, und ergriff Moriken bei der Brust. Scheu traten die Bursche aus dem Wege, denn Jakob war der gepriesenste Käufer; aber rasch ergriff Morik einen Bergstock; ein Hieb, und mit blutiger Stirne lag der Müller zu Boden gestreckt. — „Der Jäger hat den Müller erschlagen,“ tönte es von hundert Stimmen. „Ergreift den Mörder!“ schrien die Älteren; „laßt unsern Kameraden geh'n!“ die Jüngeren; „flüchte dich in den Holzschlag!“ — „Laßt ihn nicht hinaus!“ — Fäuste und Stöcke hoben sich gegen einander, als die eben anwesenden Gerichtsdiener sich, jeden Streit beendend, des Jünglings bemächtigten, der sich willenlos ergreifen, binden und vor den Hofrichter nach Gös führen ließ.

## 4.

Die Sonne brannte heiß auf den Alpengipfel, der jenseits Tragöß sich erhebt und eine weite Aussicht auf das herrliche Thal von Leoben und Gös, auf den schroffen Reiting, auf den himmelanstrebenden Hochschwab, auf die kegelförmige Mugel und die malerische Kleinalpe gewährt. Tief unter der Alpe lag eine kleine Seehütte, in ihrem Schatten die Herde; auf dem fahlen Gipfel unter einem verwitterten Kreuze aber saß ein Mädchen, bleich und abgehärmt, das, bald weinend, bald wie von fremder Ahnung getrieben, die Blicke fest auf das Thal

heftete, wo hinter den funkelnden Thürmen von Leoben, im Schutze des trozigen Massenberges, die silberweißen Mauern des Nonnenstiftes Gös funkelten. — „Dürfte ich dort hausen unter euch, ihr gottgeweihten Jungfrauen,“ schluchzte Marie, denn sie war es, „dürfte ich nur ungestört meinen Schmerz beweinen, und dem Ziele rascher entgegenzueilen, — das der Kirchhof mir beut.“ — Sie versank wieder in dumpfes Hinbrüten; ihre Locken flatterten wild um das, im Schmerze nur noch reizendere, Madonnengesicht; ihr Auge starrte trübe auf den Felsboden; war es ihr doch, als zögen da, zu gespenstischen Gestalten verkleinert, alle Ereignisse der letzten acht Tage vorüber. Sie hörte den tollen Lärm der Burschen vor dem Forsthaufe, die mit Gewalt ihren Freund Moriz den Händen der Häscher entreißen wollten, hörte das Fluchen und Schmähen des wieder zum Leben gebrachten, verwundeten Müllers; schauernd dachte sie der Reden einiger Mütterchen, die sie versicherten, Moriz sei des absichtlichen Mordes beschuldigt, und würde, wenn vielleicht auch mit dem Leben, doch nicht ohne Folter davon kommen; sie sah die bedenkliche Miene, mit der der Vater von Gös, wo er für Morizens flüchtigen Worte, wie Äbtissin und Hofrichter beschloffen, ein abschreckendes Beispiel gegen die landesüblichen Schlägereien in Schenken, besonders an Festtagen, zu geben. Kurz ihre Angst, ihre namenlose Furcht kannte keine Grenzen. — „Auf, auf! ich muß ihn retten, hin zur Äbtissin! gewiß sagt der Ruf nicht umsonst: Frau Gräfin Benedikta sei ein Engel des Trostes; ich muß zu ihr!“ — In wilder Hast flog sie den steilen Pfad hinab, als plötzlich feste Tritte, wie der Gang eines Bewaffneten, sie er-

schreckten und zum Verbergen im Gebüſche nöthigten. Wer malt ihre Freude, wer ihr Staunen, als ſie Moriz, den theuren, beweinten Jüngling, feſt und trozig, in der Tracht der kaiſerlichen Kürasſreiter, den Pfad herauſſchreiten ſah. Sprachlos lag ſie in ſeinen Armen, und lange dauerte es, biß er Worte fand, ihr kurz die Ereigniſſe dieſer Tage mitzutheilen und ſie auf ſeine Trennung vorzubereiten. Mit Jubel erfuhr ſie, wie der Hofrichter ihn anfangs zwar hart anlief, dann aber mit einer leichten Ermahnung unter der Bedingung freigab, daß er ſich unter die, vom Stifte Gös angeworbenen, Hilfsreiter einreihen laſſe und bereit ſei, in wenig Tagen zu jener Heeresabtheilung zu ſtoßen, mit der Graf Herberſtein die Mur beſetzt hielt, um den vor Wien ſtehenden Erbfeind der Chriſtenheit im Rücken anzugreifen; wie die Frau Abtiſſin Gräfin von Schrattenbach ſelbſt die Koſten ſeiner beſſeren Bewaffnung trug, wie ſie dem Vater Mariens, der zu ſeiner Fürſprache erſchienen, ſogar ihren Wuſch mittheilte, Moriz, wenn er glücklich vom Feldzuge heimkäme, als ſeinen Gehilfen und Nachfolger anzustellen. Die Strahlen der wiedererweckten Hoffnungen verklärten die Liebenden. Hoch ſtanden bereits die Sterne am Himmel, als Moriz von Tragöß, wohin er ſeine Marie begleitete, zurück über die Berge eilte, um am Morgen mit ſeinem Fähnlein ſich zu vereinen, und, die Mur entlang, über Grätz, zu Herberſtein's Lager zu gelangen.

## 5.

Ein buntes Leben wogte am Gräzerfelde, wo ſich eine lange Stadt von Zelten längs der Mur biß zum

Markte Wildon ausdehnte. Graf Herberstein, der kaiserliche General, hielt Heerschau über die Hilfstruppen, welche die Landschaft gegen die Grenze Ungarns aufbot, um den verheerenden Einfällen der Kuruzzen Einhalt zu thun. Jenes Gefindel, das sich gegen Obrigkeit und Recht auflehnte und unter dem Vorwande, die Türken als Kreuzstruppen zu bekämpfen, zusammenrottete, Ungarn gräulich verwüstete, und mit ausgesuchten Martern gegen den Adel wüthete, hatte sich in Verbindung mit den Türken den Nachbarländern so furchtbar gemacht, daß auch Kärnten und Krain Hilfstruppen nach Steyermark schickten, um sich dieser gefährlichen Gäste zu entledigen. Ein heiterer Augustmorgen spiegelte sich in den blanken Panzern und Helmen der Truppenabtheilung, mit der Graf Herberstein durch Wildon gegen Leibnitz zog, um dort die Hilfstruppen der Nachbarländer, die unter der Anführung des edlen Balvasor erwartet wurden, zu empfangen. Moriz, wenn auch noch weich gestimmt durch den kürzlich gehaltenen Abschied von seiner Marie, freute sich doch mit voller Seele, in der Schaar der erzumflirten Männer des Metternich'schen Kürassier-Regimentes dem er einverleibt wurde; um so mehr als der Obrist Graf Dietrichstein ihn mit seinem Fähnlein zur Vorhut bestimmte. Auf dem Leibnitzer Felde wurden sie von einer Abtheilung Dragoner und zwölf Karthäunen, unter des Grafen von Saurau Kommando, begrüßt, und so eilten sie denn, ein stattliches Korps bildend, die Sulm entlang, dem Markte Leibnitz zu, wo Graf Herberstein mit seinem Stabe in einem prachtvollen Zelte von Balvasor und den Offizieren der Hilfsvölker empfangen wurde. Nach kurzer Unterredung wurde die Besatzung der

Grenzstädte Friedberg, Wörsau, Hartberg, Fürstenfeld und Radkersburg bestimmt und sogleich in einzelnen Schaaren zum Ausbruche in die ihnen angewiesenen Besatzungspunkte bestimmt. Balvasor mit hundert Kärntnern und jener Kürassierschwadron, bei der Moriz sich befand, rückte bereits zwei Tage später in Fürstenfeld ein, und sogleich gab der erfahrene Führer die nothwendigen Befehle zur Sicherung der Stadt. Schaaren geflüchteten Landvolkes, verstümmelte Greise und Kinder waren die redenden Beweise der Grausamkeiten der ungarischen Rebellen, brennende Landhäuser beleuchteten zur Nachtzeit aufs gräßlichste die Umgebung des Städtchens. Mit jedem Tage wuchsen die Gefahren, aber auch die Wachsamkeit der Besatzung. Es war einst nach Mitternacht, als Balvasor, wie gewöhnlich, mit seinen Führern die Runde machte und Moriz, der sich im Gefolge befand, plötzlich eine verhüllte Gestalt hinter dem Pulvermagazine wegschleichen sah; auf einen Wink des Kommandanten folgte ihr Moriz, hielt sie fest und zog den Säbel, aber mit Riesenstärke riß sich der Fremde los und rettete sich durch einen Sprung in den Graben. In diesem Augenblicke zitterte der Boden; ein Brausen, ein Brüllen heulte immer näher, bis mit einem furchtbaren Donner der Thurm borst und die Stadt mit brennenden Balken und zertrümmerten Steinen übersäete; das Heulen der Sturmglocken, das Wirbeln der Trommeln und die Lärnhörner, das Prasseln der brennenden Häuser, das Wimmern und Wehklagen der Städter, das zufällige Losgehen mehrerer Feldschlangen, all' dies gab eine so gräßliche Verwirrung, daß nur ein Held, wie Krains beredter Balvasor war, mit Ruhe und Muth Gegenanstalten gegen

das Verderben treffen konnte. Als der Morgen dämmerte, war zwar ein guter Theil der Stadt gerettet, aber dennoch viel Unheil geschehen. Zwei Wachen, die man der Nachlässigkeit beschuldigte, wurden sogleich verurtheilt, und das Kommando, bei dem *Moriz* sich befand, vollzog die verhängte Todesstrafe. Es machte auf den Jüngling einen schaurigen Eindruck, als die Waffenbrüder, von den Kugeln der Kameraden durchbohrt, sanken, und mit Sehnsucht wünschte er sich hinaus in die freie Feldschlacht. Der nächste Nachmittag erfüllte seine Wünsche. Eine dunkle Staubwolke wälzte sich gegen die Stadt. Die Kuruzzen auf leichten Pferden, theils in weiten wallachischen Kitteln, theils, nach Art der Zigeuner, mit einer bunten Mischung von Soldaten- und Bauernkleidern angethan, mit langen Piken, Krummsäbeln und Büchsen bewaffnet, den Kopf mit Hüten, Helmen oder Turbanen bedeckt, stürzten wüthend gegen die Thore, die frainerischen Wachen wurden größtentheils niedergemacht und ihr Rest hielt nur mühsam die Posten besetzt. Nun beorderte *Balvasor* die halbe Schwadron von *Metternich's* Kürassieren zum Angriffe. Vor den blutigen Streichen dieser eisernen Mauer, die dumpf und langsam vorrückte, wichen bald die Rebellen in scheuer Flucht. Aber Schritt vor Schritt nur bewegten sich die Kürassiere weiter, eine Vorsicht, die um so nothwendiger war, als sie bald von den umwendenden Kuruzzen mit wüthendem Geschrei von allen Seiten umringt wurden. Spahi's und Rumanen schlossen immer fester den Kreis um die unerschrockenen Steyrer; mancher Turban flog gespalten, mancher Kalpak blutgefärbt in das Gras, Helme und Bauernhüte, Sarras und Morgensterne, abgehauene Arme sanken unter den bäu-

menden Kossen. Dem braven Rittmeister *B e r g e r* wurden zwei Pferde getödtet, rasch gab *M o r i z* ihm das seine; mit kräftiger Faust faßte er einen *U g a* am langen Barte, schlug ihm Kinn und Stirn in Splitter und schwang sich in den dampfenden Sattel. Aber immer lichter wurde der Haufe der *Steyermärker*; immer mehr abgeschnitten von der Stadt, die, von allen Seiten bestürmt, ihnen keine Hilfe schicken konnte, schon waren nur mehr zehn *Deutsche* übrig. Da schmetterten *Drommeten*, wirbelten *Pauken*, blitzten blanke Waffen wie *Wetter* über die *Ruruzzen*; es waren kaiserliche *Dragoner* unter *Saurau* und die *Metternichschen Kürassiere*, die, zwei Stunden von *Fürstefeld* gelegen, beim ersten *Geschützfeuer* aufgebrochen und der bedrängten Stadt zu Hilfe geeilt waren. Mit Erbitterung hieben sie in die grimmigen *Räuber* ein, da gab es kein Erbarmen, und die Nacht, von gräßlichen *Feuersbrünsten* blutig licht, entzog den geschlagenen *Ruruzzen* die Hoffnung zur Flucht. Über dreihundert ihrer *Kühnsten* hatten sie als *Leichen*, eben so viele als *Gefangene* zurückgelassen, scheu entflohen die übrigen. Die kaiserlichen *Führer* umarmten sich auf dem blutig errungenen *Schlachtfelde*, wo *M o r i z*, auf den Wunsch seines Rittmeisters, sogleich vom *Grafen Dietrichstein* zum *Wachtmeister* befördert und im *Tagesberichte* dem *General Grafen von Herberstein* empfohlen wurde. Die *Obersten* kamen überein, dem geschlagenen *Feinde* keine Zeit zu lassen, sich auf *steyrischem Boden* festzusetzen, und da sich die *zersprengten Haufen* gegen *Hartberg* warfen, wo sich eine *Schaar Janitscharen* mit ihnen verband, so rückte *Balvasor* mit *hundert Kärntnern* und eben so vielen *steyrischen Reitern* noch in der Nacht

gegen H ä r t b e r g. Ehe noch der Morgen dämmerte, gaben den kaiserlichen Truppen die brennenden Meierhöfe die Unwesenheit der Feinde kund, die mit wilder Blutgier das schwach bewehrte Städtchen stürmten. Wie Gottes Donner brauste ihnen B a l v a s o r's rüstige Schaar in den Rücken. Pferde und Gefangene wurden eine Beute der Deutschen, und in der alten Pfarrkirche, von deren Thurm in der Nacht angstvoll die Sturmglocke wimmerte, klang am Morgen das Te Deum der Befreiung; Rittmeister B e r g e r verfolgte mit seiner Schwadron den Feind mit herrlichem Erfolge, Fahnen und Pferde wurden erbeutet, und eben ließ B e r g e r zum Rückzuge blasen, als aus dem benachbarten Walde ein wohlgerichtetes Feuer ein Duzend Kürassiere aus dem Bügel schlug. Ergrimmt sammelten sich die Helden, aber von allen Seiten wurden sie von Kuruzzen und Spahi's umringt. Von sieben Kugeln durchbohrt endete der brave Rittmeister; M o r i z führte in seinem Namen das Kommando; mit dem Muth der Verzweiflung wollten sich die Braven den Rückzug bahnen, schon war es M o r i z gelungen, eine Brücke zu säubern, da trat sein treues Ross in einen Fußhaken, feuchend stürzte es zusammen und begrub seinen Reiter unter sich. Kugeln und Hiebe sausten über ihm, mancher sterbende Kamerad fiel auf sein blutiges Bett, das Gefecht verbrauchte, immer stiller wurde es um die blutigen Leichen, die von den Feinden geplündert wurden, als ein Spahi den niedergeschmetterten Jüngling unter den Todten hervorzog, noch einiges Leben spürte, und den Bewußtlosen, in der Hoffnung eines reichen Lösegeldes, auf ein Ross gebunden in das Türkenlager nach S e g e d i n schleppte.



Zwei Jahre waren vorüber, und von Moriz kam keine erfreuliche Nachricht in das Tragöfer Thal; sein kraftvolles Benehmen hatte der alte Förster mit Bewunderung gehört, aber sorgsam Marien verschwiegen, überhaupt vermieden, von Moriz zu sprechen. Als sich aber die Nachricht verbreitete, daß er auf dem Bette der Ehre geendet, als Jakob mit mehr Schonung, als es sonst seine Gewohnheit, das Gehörte Marien mittheilte, da weinte der alte Herrmann mit seinem trostlosen Kinde die ersten Thränen seit dem Tode seines geliebten Weibes. Er überdachte ernstlich, daß doch eigentlich er die Veranlassung war, die Morizen in Kampf und Tod getrieben, sein ehrlicher Sinn maß sich eine schwere Schuld bei, aber auf der andern Seite meinte er wieder, jedes Unheil sei besser, als Wortbrüchigkeit, und glaubte, das Schicksal habe so am besten ihn vor der ernststen Vorsehung der verehrten Äbtissin bewahrt. Immer häufiger wurden die Besuche des Müllers im Forsthause, sein Benehmen ward ernst und artig, er übertrat nie die Schranken des Anstandes, und schien seit der Entfernung seines Nebenbuhlers sehr zu seinem Vortheile verändert. Nur Marien bestach diese Veränderung nicht; schauernd sah sie in Jakob den Mörder ihres Moriz; der blutige Schatten des Geliebten stand Tag und Nacht vor ihrer Seele. Jetzt erst glaubte sie ihm ewige Treue schuldig zu sein, und vor dem alten Kreuze auf der Alpenhöhe schwur sie, nie von ihm zu lassen, nie einem Manne ihre Hand zu reichen. Mit stillem Grauen bemerkte sie Jakob's immer ernstere Werbungen, vernahm des Vaters immer festere Wünsche: sie

nun bald mit dem Müller vermählt zu wissen. — „Kein anderes Wort, liebe Marie, bindet dich nun,“ begann eines Abends der Vater, „Moriz ist nicht mehr. Einem Verbliebenen könnte ich dich ja doch nicht vermählen! Also erfülle deines Vaters heißesten Wunsch, gute Marie, reiche deine Hand dem Müller. Morgen erscheint er, um mit uns zum Pfarrherrn zu gehen, und meine und seine Wünsche zu ordnen!“ — Mit großen Blicken maß Marie den Vater; seit der Nachricht vom Tode ihres Moriz hatte sie nicht mehr geweint; an die Stelle ihrer früheren Sanftmuth war ein finsterner Ernst, eine dumpfe Entschlossenheit getreten, und so erwiederte sie denn mit stolzer Ruhe: „„Vater, euer Wort gehört dem Todten, das meine auch; der Richter der Todten und Lebenden wird entscheiden, wer Wort halten darf.““ Ein unheimliches Gefühl überschlich den alten Herrmann, doch zwang er sich zur Ruhe. „Dem Vater gehorchen sei dein erstes Gebot,“ sprach er mit erkünstelter Kälte, „und so folgst du morgen Mittag mir und dem Jakob in die Pfarre.“ — „„Es sei!““ erwiederte Marie finster, „„doch unter der Bedingung, daß ich den Morgen auf der Alpe zubringe, wo ich einst so glücklich war.““ — Der Vater erwiederte nichts, Marie küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand und ging auf ihre Kammer. Lange hörte sie dort der Vater beschäftigt, hörte sie dann heftig schluchzen, und ging durch den Gedanken, daß sie die ersten Thränen vielleicht weicher stimmen würden, getröstet zur Ruhe.

## 7.

Der Tag graute noch kaum, und bleich und gespenstisch sank der Mond hinter den Bergen hinab, als Herr:

man n bereits auf war, um (es war Pfingstsonntag) so manches Wichtige für den heutigen Tag zu ordnen. Marie, sagte man ihm, sei mit Martha noch im Mondenscheine auf die Alpe gegangen. Nach der Frühmesse fand sich Jakob im Forsthaufe ein; seine anfangs frohe Stimmung verdüsterte sich gewaltig bei der Nachricht, Marie sei noch zur Nacht auf die Alpe; bedenklich zeigte er dem Vater gegen den Hochschwab, wo ein Gewitter schwer und dumpf drohend heraufzog. Herrmann meinte, es gäbe keine Gefahr; Marie würde ja das Wetter früher bemerkt haben. Allein Stunden um Stunden vergingen; der Donner rollte um die fahlen Felsen, die Windsbraut heulte, und in großen Wellen schlugen die empörten Seen an die Ufer. Jakob hielt sich nicht mehr länger. Mit Riesenschritten eilte er den Pfad gegen die Alpe. Aber kaum war er einige hundert Schritte vom Forsthaufe, als der Hagel ihm so betäubend um den Kopf sauste, der Wolkenbruch sich so furchtbar entlud, daß er unverrichteter Sache heimkehren mußte. In Todesangst umklammerten sich die beiden Männer, als das Wetter immer furchtbarer tobte, der Bach zum Strome schwoll und mit nie geschauter Wuth Felsen und Tannen, Hütten und riesige Bäume daherwälzte. Schlag auf Schlag frachte der Donner, Blitz auf Blitz zuckte vom Himmel, splitternd sanken die Wälder, in Strömen rauschte der Wolkenbruch, als plötzlich ein Donner, der alles Gehörte übertäubte und das Ohr mit Entsetzen füllte, die Männer mit Todesahnung aus ihrem dumpfen Hinbrüten riß. Bleich und bebend stürzte der Jägerbursche in das Zimmer. — „Rette sich, wer da kann!“ schrie er, „der See rückt gegen das Haus, denn der Berg hinter dem Buchwalde ist abge-

gangen.“ — „„Fügung des Himmels!““ schrie der Alte, „„mein Kind, meine Marie ist oben!““ und sank leblos zu Boden. —

Es war am Pfingstmontage 1687, als mehre Bergknappen sich durch den weichen Schlamm schaufelnd den Zugang in das halbverschüttete Forsthaus bahnten und auf einer Tragbahre den Leichnam des vom Schlage gerührten Försters zur Bestattung brachten. Marie und Martha waren samt der Alpenhütte bergestief unter dem Schlamme begraben, von Jakob, dem Müller, war aber keine Spur zu finden. Daß er sich gerettet habe, war gewiß, weil er weder im Forsthaufe, noch sonst unter den Verunglückten zu finden war.

## 8.

Von der Donau bis zur Save klang der Name Caprara wie Gottes Donner den Ungläubigen und Aufzürhern, und manche wohlbewahrte Festung öffnete dem Furchtbaren die Thore. So geschah es auch mit Segedin, dessen Besatzung Kriegsgefangen wurde. Unter klingendem Spiele ritten die Kürasreiter von Metternich durch das zertrümmerte Festungsthor, und begannen sogleich mit Erbrechung aller Gefängnisse vom Siegerrechte Gebrauch zu machen. Unter den von Mißhandlungen und Elend zu erbärmlichen Schatten verzehrten Männern wankte auch ein bleicher Deutscher heraus, den sogleich die Reiter der ersten Schwadron mit einem Jubel als den Wachtmeister Moriz begrüßten. Durch den Eigennuß eines Uga am Leben erhalten, für seine verzweifelte Befreiungsversuche enge eingekerkert, hatte der Jüngling schon beinahe Kraft und Leben eingebüßt, als seine Ra-

meraden ihn noch zu rechter Zeit befreien. Für Waffen und Kampf schien ihn wenig zur Begeisterung zu entflammen, er kannte nur einen Wunsch, seine Marie wiederzusehen. Sein kranker Zustand erwirkte ihm leicht einen längern Urlaub. Graf Caprara selbst versah ihn mit Geld und Kleidern, und so trat er, wehmüthig von seinen Kameraden scheidend, den Rückweg nach Steyermark an. Der Herbst hatte seinen Überfluß über die schönen Fluren der Heimat gegossen, Rebhügel und Felder prangten im schweren Segen, die Spuren der feindlichen Verwüstung hatte des Landmannes eiserner Fleiß verwischt, Liederjubiläum tönte von allen Bergen; aber kalt und gefühllos zog Moriz von Radkersburg, die prangenden Fluren der Mur entlang, nach Bruck, wo ihn mit allem Entsetzen der Überraschung die Nachricht von Mariens und Hermanns furchtbarem Ende traf. Fast einem Todten ähnlich erreichte er Gös, wo ihm die würdige Äbtissin das schaudervolle Ereigniß bestätigte und ihm sogleich das ansehnliche Erbtheil einhändigte, das ihm von einer kürzlich als Nonne verstorbenen Verwandten zugefallen war. Er ließ das Geld zu wohlthätigen Zwecken und trat seine Wanderung über die Berge in das unselige Tragöß an. Es war um die Mittagsstunde, als er die Alpenhöhe erreichte, wo er vor drei Jahren von Marien Abschied nahm. Das einsame Kreuz war verfallen, die üppige Wiese samt der Brendelhütte Hermanns lagen tief unter ihm von Gerölle und Felsen überdeckt und begraben. Das war also die Gruft, wo seine Marie ruhte; sein schmerzvolles Herz machte sich in bitteren Thränen Luft. Es war schon fast Abend geworden, als er den hinteren See erreichte.

Mehre Bursche zogen den schmalen Pfad entlang, ihnen folgte der Priester, und eine Schaar von Bauern und Holzknechten schloß den Zug. Mechanisch folgte Moriz. Als sie an jener Stelle waren, wo einst Moriz so wunderbar dem tückischen Mordplane des Müllers entging, fand er eine Menge Menschen versammelt, die lärmend und wehklagend auf eine Felsenwand zeigten, an welcher ein fremder Jäger, der sich verstiegen hatte, wol thurmhoch hing und durch Zeichen zu verstehen gab, daß er zum Tode bereit sei. Der Priester gab ihm den Segen und fragte nun die Bursche, wer aus christlichem Mitleid das Werk der Barmherzigkeit thun und mit einem wohlgezielten Schusse den Armen von seinen schrecklichen Qualen befreien wollte. So viele sich früher mit dem Entschlusse herbeigedrängt hatten, so wollte es doch keiner recht wagen, denn die Sonne stand blendend gegenüber, das Wimmern des dem Tode Geweihten drang so schauerlich von der Wand herab, daß selbst dem Beherztesten der Muth sank. Da beschwor der Priester mit Thränen den fremden Krieger, das Werk der Nächstenliebe zu thun. — „Wohl Allen, die der Tod ihrer Qualen enthebt!“ flüsterte Moriz, „und wohl dem, der das Werkzeug ihrer Befreiung ist!“ — Er nahm dem nächsten das Stutzrohr ab, leise wimmerte der Mann an der Wand; Moriz faßte ihn fest aufs Korn, ein Druck der Hand, und unter dem nachhallenden Donner des Echo's sank der Wohlgetroffene zerschmettert in den Kreis der Entsetzten. Der verirrte Jäger, den von Morizens Hand der Blitz des Todes traf, war — der Müller Jakob. Moriz fiel bald darauf vor Belgrad.

---

---

## Adelheid und der Jüngling.

---

In einer Burg am Gardasee  
Lag Adelheid gefangen;  
Ihr brachte grausam Schmach und Weh  
Berengar's böß Verlangen.

Es hat sie tief in's Burgverließ  
Sein hartes Wort gestossen,  
Wo sie von Nacht und Kimmerniß  
Lag schaudervoll umflossen.

Ein junger Ritter, schmuck und zart,  
Liebt sie mit edler Flamme,  
Doch ging mit Armuth er gepaart,  
War nicht von hohem Stamme.

Ach, welche gold'ne Hoffnung wand  
Die Liebe ihm zum Kranze?  
Ihn trennte tiefen Abgrunds Rand  
Von ihrem Hobeitglanze.

Darum vergräbt er tief in's Herz  
Der Liebe süß Begehren,  
Und ringet kräftig mit dem Schmerz,  
Sich seiner zu erwehren.

Doch jetzt blinkt ihm ein Hoffnungschein  
 Aus ihrem Mißgeschicke;  
 Er schwört die Fürstin zu befrei'n  
 Aus Schmach und Bosheittücke.

In eine stille Hütte zieht  
 Er tief im Waldgestrippe,  
 Und hauset da als Eremit,  
 Nimmt statt des Schwerts die Hippe.

Von seiner dunklen Hütte aus  
 Gräbt er in harter Erde  
 Hin nach der Beste Kerkerhaus  
 Mit riesiger Beschwerde.

Er wühlet nach dem Thurm sich Bahn  
 Im dunklen Erdenchoofe,  
 Wohin die Fürstin der Tyrann  
 Verstieß zum Jammerlose.

Und grabet eifrig für und für,  
 Gedrängt von Liebeskummer,  
 Und gönnt den wunden Gliedern schier  
 Nicht Rast, nicht Balsamschlummer.

So treibet er es Monden lang  
 Und ringt nach schönem Ziele,  
 Und alle Kraft dazu entsprang  
 Aus liebendem Gefühle,

Bis er an dem Gemäuer stand,  
 Das ihr Verließ umschlinget,  
 Und er mit kraftgeschwungner Hand —  
 Sein letztes Müh'n! — durchdringet.



Die Fürstin fuhr entsetzt zurück,  
 Erfasst von bangem Schauer,  
 Und starret mit erschrock'nem Blick  
 Auf die erbroch'ne Mauer.

Da tritt der Jüngling rasch und fühn  
 Herein mit Freudengrüßen,  
 Stürzt seelenvoll der Königin,  
 Der Lebenden, zu Füßen.

„Zagt nicht! ein Freund hat sich genaht,  
 „Kennt Ihr den Jüngling nimmer,  
 „Der einst Euch treu gedienet hat  
 „An Eures Hofes Schimmer?

„Ich wühlte durch der Erde Schoos  
 „Mir Bahn, um Euch zu retten  
 „Aus Eurer Leiden schwarzem Loos,  
 „Aus der Entehrung Ketten.

„Folgt Fürstin mir mit Zuversicht  
 „Aus dumpfem Kerkerhause  
 „An's freie, gold'ne Sonnenlicht  
 „Bei meiner stillen Klausel.

„Ich leite Euch im sichern Kahn  
 „Weit durch des Sees Wellen,  
 „Und durch bekannte Bergesbahn  
 „Nach Deutschlands Freundeschwellen.“

Erstaunen faßt die Königin  
 Und ein geheimes Grauen,  
 Doch bald erfäßt sie muth'gen Sinn  
 Und folgt ihm mit Vertrauen.

Die Pfade durch der Erde Nacht  
 Verlegt er sonder Weile,  
 Daß ihn nicht des Tyrannen Macht  
 Schnell auf der Flucht ereile.

Und als des Lichtes Schimmer schwand,  
 Die Sternlein schon erwachen,  
 Führt er die Fürstin an den Strand,  
 Besteigt mit ihr den Nachen.

Er lenkt des Ruders schwere Wucht  
 Durch Nacht und See und Grauen,  
 Bis jenseits er in sich'rer Bucht  
 Begrüßt die Freundesauen.

Die Fürstin leitet er darauf  
 Durch Thal und Felsenklüfte,  
 Und trägt sie oft im kräft'gen Lauf  
 Hoch durch die Bergesklüfte,

Bis er auf steilem Felsenplan  
 Erklimm die Burg des Freundes,  
 Wo seine Fürstin Schutz gewann  
 Vor Grimm des grausen Feindes.

„Des sichern Schutzes Blume blüht  
 „Euch hier in Freundes Mauern,  
 „Bis Ihr zum deutschen Kaiser zieht  
 „Und Feinde nicht mehr lauern.“

Da wogt das Herz der Königin  
 Im heißen Dankerzünden,  
 Sie stürzt in Jünglings Arme hin  
 Mit seligem Empfinden!

„Die Macht der Liebe hat für Euch  
 „Gewirkt zum Heil und Glücke!“  
 Verseht der Jüngling bebend, bleich,  
 Und mit erlöschnem Blicke!

„Denkt meiner Liebe, denket mein,  
 „Wenn Ehren Euch umfließen!“  
 Da schwand des Lebens Jugendschein,  
 Er sinkt ihr todt zu Füßen.

Die Wucht der Mühe war zu groß,  
 Der tollkühn er sich weihte,  
 D'rum plötzlich in der Ruhe Schoos  
 War er des Todes Beute.

Es weinte um des Jünglings Herz  
 Die Fürstin bitt're Thränen,  
 Nie schwieg mehr ihr geheimer Schmerz,  
 Nie schlummerte ihr Sehnen.

Und als aus düst'rer Trübsalnacht  
 Sie aufstieg neu zum Glanze,  
 Baut sie ein Denkmal felt'ner Pracht  
 Ihm hoch zum Ehrenkranze.

Leop. Schlect.

---

# Luise Benni.

---

Novelle

nach

Heinrich Mackenzie.

Armes Herz, das mit der Keue Qualen,  
Blutend, muß den ersten Schritt bezahlen!



Wenn wir den Werth der geselligen Unterhaltungen, welche die höhern Klassen in England geben, unparteiisch prüfen, so wird es uns wahrscheinlich sehr wundern, so wenig natürliches Gefühl und wahre Befriedigung darin zu finden. Mancher fashionable Wüstling, dessen Geschmack und Urtheilskraft nicht ganz abgestumpft sind, wird in Augenblicken ruhiger Besinnung gestehen, wie oft ihn die Abgeschmacktheit oder die Leerheit dieser Unterhaltungen ermüdet, und daß es, fürchtete man die Spötter nicht, manchmal der Mühe werth wäre, um des Vergnügens selbst willen, tugendhaft zu sein.

Sir Eduard \*\*\*, bei dem ich in Florenz eingeführt zu werden das Vergnügen hatte, war ein Mann von ausgezeichneten Talenten; er verbarg unter der zierlichen Außenseite eines feinen Weltmannes ein tieferes Gemüth, als man bei der Mehrheit der reichen, reisenden Engländer voraussetzen gewohnt ist. Sein Abenteuer war einigen seiner Landsleute, die sich damals in Italien aufhielten, bekannt, und Einer von diesen, der nicht bloß von Opern und Gemälden, sondern dann und wann auch von andern Dingen sprechen konnte, theilte es mir so umständlich mit, als ich es dem geneigten Leser zu erzählen bereit bin.

Sir Edward \*\*\*\* machte seinen ersten Ausflug aufs Festland in der frühesten Jugend, bald nach dem Tode seines Vaters, der ein unermessliches Vermögen hinterließ, das Sir Edward zu erben das Glück hatte, und, es zu genießen, allen der Jugend natürlichen Hang besaß. Obgleich immer splendid, und zu Zeiten verschwenderisch, ward er doch nie lächerlich in seinen Ausgaben; und tadelte man auch zuweilen an ihm den Lebemann und Verschwender, so wußte man auch wieder gar schöne Beispiele von seiner Wohlthätigkeit zu erzählen. Die Achtung und Hochschätzung, die seinem Karakter, aller der kleinen Mängel ungeachtet, allgemein gezollt wurde, verdankte er größten Theils dem Umgange mit einem jungen Manne, der, schon auf der Universität sein Gefährte, ihn auch jetzt als Freund und Rathgeber begleitete. Unglücklicher Weise ward dieser junge treffliche Mann zu Marseille von einer Krankheit befallen, die, nach dem Rathe seines Arztes, ihm eine Seereise nöthig machte; Sir Edward sah sich daher gezwungen, seine beabsichtigte Tour allein fortzusetzen.

Eines Tages, als er, aus dem Gebirge kommend, in eines der reizendsten Thäler von Piemont, des schroffen Weges ungeachtet, auf seinem englischen Jagdroffe — denn eines italienischen Maulthieres sich zu bedienen, verbot ihm ein seinem Vaterlande eigenthümliches Vorurtheil — herabritt, geschah es, daß sein Pferd strauchelte und mit seinem Reiter zu Boden fiel, der kaum ein Zeichen des Lebens von sich gab, als seine Dienerschaft, erschrocken herbeieilend, ihn emporrichtete. Sie trugen ihn zu dem nächsten Hause, das zufälliger Weise die Wohnung eines Landmannes war, unter dessen schlichter Kleidung

ein edles, menschenfreundliches Herz schlug, und vor dessen Thüre eben mehre Nachbarn zu einer ländlichen Lustbarkeit versammelt waren, als Sir Eduard's Gefolge seinen Gebieter in dem oben bezeichneten Zustande daher brachte. Seine traurige Lage erregte das Mitleid aller Anwesenden, aber der Eigenthümer des Hauses, Namens Benoni, war am tiefsten davon bewegt, und machte sich sogleich daran, dem vornehmen Fremdlinge die nöthige Hilfe zu leisten; es gelang ihm bald mit dem Beistande seiner Tochter, die mit Zeichen der innersten Erschütterung den fröhlichen Tanz verlassen, Sir Eduard zur Besinnung und ins Leben zu bringen. Benoni war selbst in der Wundarzneikunst etwas erfahren, und nachdem er seinem Patienten zur Ader gelassen, brachte er ihn ins Bett, und Sir Eduard genoß von seinem Wirthe und dessen Familie aller, dem Kranken so wohlthätigen Sorgfalt und Pflege. Ein bedeutendes Fieber war die Folge seiner Wunden; allein nach Verlauf einiger Tage ließ es nach, und in etwas mehr, denn einer Woche, war er im Stande, dem wackern Benoni und seiner Tochter Gesellschaft zu leisten.

Er konnte nicht umhin, sein Erstaunen über die ungewöhnliche Bildung und die feinen Manieren der Letztern zu äußern, die weder Stand noch Umgebung ihr gegeben haben konnten. Ihr Vater klärte ihm dieses auf. Luise erhielt nemlich ihre Erziehung in dem Hause einer Dame, die auf ihrer Reise durch das Thal zufällig die Nacht bei Benoni zubrachte, in welcher Luise das Licht der Welt erblickte. „Als ihre Mutter starb,“ fuhr der Vater fort, „nahm sie die Dame, deren Namen wir dem Kinde auf ihr ausdrückliches Verlangen gaben, zu sich ins Haus;



dort wurde sie in vielen Dingen unterrichtet, die sie hier nicht braucht; doch ist sie auf ihre Kenntnisse nicht so stolz, um je wünschen zu können, ihren Vater in seinen alten Tagen zu verlassen; auch hoffe ich, sie bald in meiner Nähe für ihre Lebenszeit gut versorgt zu sehen.“

Alein Sir Edward hatte nun alle Gelegenheit Luise n besser, als aus ihres Vaters Mittheilungen, kennen zu lernen. Musik und Malerei, in welchen es Luise ziemlich weit gebracht, hatte auch Sir Edward mit gutem Erfolge getrieben. Luise empfand eine gewisse Art von Vergnügen über ihre Gemälde, wenn diese von ihm gelobt wurden, wie sie es früher nicht gekannt; selbst Benoni's Familienkonzerte gewannen ein ganz neues, bedeutungsvolles Leben, seit Sir Edward so weit hergestellt war, um dabei mitwirken zu können. Benoni's meisterhaftes Lautenspiel war in dem Thale berühmt; er wurde jedoch auf diesem Instrumente von seiner lieblichen Tochter übertroffen; aber noch reiner und gediegener war Sir Edward's Spiel auf der Violine. Seine Unterhaltung mit Luise n schien ihm die mit einem höheren Wesen! — Wissenschaft, Geschmack, Gefühl! Und wie lange hatte Luise diese Laute nicht gehört! Es war ein Hochgenuß für sie, diese inmitten der Unwissenheit der Thalbewohner zu vernehmen, und sie zu vernehmen aus dem Munde Edward's mußte ja ihre Freude noch steigern — denn Edward war ein schöner Mann, dessen seelenvolle Gesichtszüge durch die Blässe seiner Wangen — Folge der kaum überstandenen Krankheit — nur noch interessanter wurden.

Luise n's blühende Schönheit und jugendlichen Reize machten einen tiefen Eindruck auf Sir Edward's

unverwahrtes Herz. So lange er krank war, hielt er es für ein Gefühl der Dankbarkeit, als es ihm aber wärmer, immer wärmer wurde ums Herz, da bekämpfte er es aus edler Rücksicht für Luise's Lage und die Schuld, zu der er sich gegen ihren Vater verpflichtet fühlte. Allein der vergebliche Kampf überwand die Leidenschaft nicht, und mußte sie noch mehr entflammen. Es gab nur ein Mittel, Sir Edward an das Ziel seiner Wünsche zu führen — er kannte es wol, er dachte auch oft daran — sein Stolz verwarf es jedoch als seiner unwürdig, denn er ließ sich von Worten bethören, die er sonst verachtet, und blieb Sklave von Gebräuchen, die er oft verdammt. Er überlegte die Sache ernstlich, und faßte den männlichen Entschluß, Luise, wenn anders möglich, zu vergessen, — um jeden Preis wenigstens die heiligen Bande der Dankbarkeit zu ehren und die Gebote der Tugend nicht zu verletzen.

Luise, die ein volles, festes Vertrauen zu ihm hegte, und auf seine Tugend baute, eröffnete ihm nun ein wichtiges Geheimniß — und zwar am Ende eines Musikstückes voll elegischen Schwunges, welches die Liebenden in der Abwesenheit des Vaters mit einander gespielt. Darauf nahm Luise noch einmal die Laute zur Hand und trug mit unendlichem Gefühl eine kleine, wild-melancholische Arie vor, die sie zur Gedächtnißfeier ihrer Mutter selbst komponirt hatte. „Dies,“ sagte sie bewegt, „hörte außer meinem Vater noch Niemand; ich spiele die Arie wol oft, wenn ich allein und niedergeschlagen bin. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich jetzt daran dachte; doch hab' ich Ursache traurig zu sein.“ Sir Edward bat sie, ihm diese zu vertrauen; nach einigem Zaudern sagte sie ihm Alles. Ihr

Vater hatte nemlich den Sohn eines Nachbars, zwar reich an Glücksgütern, allein von rohen Sitten, zu ihrem Vatten bestimmt. Gegen diese Heirath hatte sie sich stets so sehr gesträubt, als das Gefühl kindlicher Pflicht und die Sanftmuth und Milde ihres Karakters ihr nur gestatteten; aber Venoni bestand auf dieser Heirath so hartnäckig, daß er nicht bemerkte, wie schon der bloße Gedanke daran seine gute Tochter unglücklich machte. — „Heirathen zu müssen,“ klagte sie mit thränenschwerem Blick, „einen Mann heirathen zu müssen, den man nicht lieben, nicht achten kann!“ Wie konnte der liebeglühende Edward hier der Versuchung widerstehen? Er drückte, er küßte ihre zarte Lilienhand; betheuerte, es wäre Entwürdigung, an eine solche Verbindung nur zu denken; bewunderte ihre Schönheit; pries ihre Tugenden und schloß mit dem Schwure, daß er sie liebe, anbede. Das arglose Mädchen hörte ihn mit freudig klopfendem Herzen und hoch erröthender Wange an. Sir Edward benützte den günstigen Augenblick, sprach von der Glut seiner Leidenschaft, von der Unbedeutsamkeit der Zeremonien und Formen, von der ewigen Dauer der von der Liebe geknüpften Verbindungen, und drang zuletzt in sie, mit ihm zu fliehen in sein Vaterland. Luise erschrak über diesen Vorschlag. Sie würde ihm Vorwürfe gemacht haben, aber ihr Herz war nicht dazu geschaffen; sie hatte nur Thränen zur Antwort.

Diese für Luisen gegen das Ende so peinliche Szene wurde durch die Ankunft des Vaters unterbrochen, der mit seinem künftigen Schwiegersohn am Arme hereintrat. Dieser war gerade so ein Mann, wie ihn Luise geschildert: plump, gemein roh. Aber Venoni, obgleich er in

Allem — Reichtum ausgenommen — seinem Nachbar überlegen war, schaute ihn doch mit den Augen eines armen Mannes an, und entdeckte keinen dieser Mängel an ihm. Er nahm seine Tochter bei Seite und that ihr kund, daß er ihren künftigen Ehemann mitgebracht habe, und daß es sein unerschütterlicher Wille sei, sie längstens in acht Tagen mit ihm zu verheirathen. Den nächsten Morgen befand sich Luise unwohl und blieb auf ihrem Zimmer. Sir Edward war dagegen wieder ganz hergestellt und ward von Benoni aufgefordert, mit ihm auszugehen; bevor er jedoch das Haus verließ, lockte er aus den Saiten seiner Violine einige klagende Töne hervor, die in Luise's Ohr wie ein Abschiedsbrief des scheidenden Geliebten klangen.

Am Abende ging sie hinaus ins Freie, um sich ihrem Kummer ganz und ungestört hingeben zu können. Sie gelangte an einen abgelegenen Ort, wo eine Gruppe von Silberpappeln an dem Ufer eines sanft durchs Thal gleitenden Flusses stand. Eine Nachtigall saß auf einer derselben, und flötete ihr süßes, seelenvolles Lied. Luise hatte sich auf einen bemoosten Baumstamm niedergelassen, und ihr niedliches Köpfchen auf ihre Hand gestützt, lauschte sie nassen Auges der weh- und schwermuthvollen Melodie. Nach einer kleinen Weile machte das Geräusch eines Nahenden die Sängerin verstummen, und aufgeschreckt flatterte sie davon; auch Luise stand auf, trocknete die Thränen, und wollte eben ins väterliche Haus zurückkehren, als Sir Edward ihr mit verschränkten Armen in den Weg trat. Er sah blaß aus; mit niedergeschlagenen Augen ergriff er ihre Hand und schien kein Wort sagen zu können. „Sind Sie krank, Sir Edward?“

fragte Luise kaum vernehmbar. — „Mir ist in der That nicht wohl,“ antwortete er, „aber meine Krankheit liegt im Gemüthe. Luise kann mich davon nicht heilen. Ich bin unglücklich, aber ich verdiene es. Ich habe jedes Gesetz der Gastfreundschaft verletzt; ich habe gegen jede heilige Verpflichtung der Dankbarkeit gesündigt. Ich habe es gewagt, mir ein Glück zu wünschen, und auszusprechen, was ich gewünscht — obschon es das Herz meiner theuersten Wohlthäterin verwunden mußte; aber ich will streng sein gegen mich, und ein großes Opfer zur Sühnung dieses Frevels bringen. In diesem Augenblicke noch verlasse ich Sie, Luise! ich gehe dem Elend entgegen; Sie werden vielleicht glücklich sein, glücklich in der treuen Erfüllung kindlicher Pflichten, glücklich vielleicht auch in den Armen eines Mannes, den der Besitz eines solchen Weibes Barmherzigkeit und bessere Sitten lehren mag. — Ich kehre in mein Vaterland zurück, um mich dort im Kreise lästiger Geschäfte und sinnloser Unterhaltungen herumzutreiben, damit ich, wenn anders möglich, die schönen Träume von Glück vergessen und ein trost- und freudenleeres Leben ertragen lerne, das mir an Luise's Seite wie ein ewig junger Frühling geblüht hätte.“

Luise's stummes Weinen sprach die schmerzliche Empfindung ihrer Seele aus. — Sir Edward's Dienerschaft erschien mit dem Wagen — Alles stand zur Abreise bereit. Edward zog zwei Gemälde aus seiner Briefftasche: eines, es war das von ihm selbst gemalte Portrait Luise's, hing er um seinen Nacken, küßte und verbarg es in seinen Busen; das andere reichte er ihr mit zitternder Hand hin. „Dieses mag,“ sprach er, „wenn Luise es annehmen will, sie manchmal an ihn

erinnern, der sie einst beleidigt und gekränkt, und der nie aufhören kann, sie zu lieben. Sie wird vielleicht noch dann es betrachten, wenn das Original nicht mehr ist, wenn dieses Herz keine Liebe und keinen Schmerz mehr kennt.“

Luiſe war beſiegt. Ihr Antliß war anfangs mit Todtenbläſſe überzogen, dann färbte es ſich plötzlich mit dunkler Purpurröthe. „O Eduard!“ rief ſie mit bebender Stimme, „was — was wollen Sie, daß ich thun ſoll?“ Er faßte ſie heftig bei der Hand und führte die holde Unſchlüſſige zum Wagen hin. Sie ſtiegen ein — und dahin rollte der Wagen mit raſender Eile, hinter ſich laſſend die grünenden Hügel, auf denen des armen Benoni Schafe weideten.

Die Tugend Luiſens war überwunden, nicht ſo das Gefühl für Tugend. Weder die Gelübde ewiger Treue, noch die ſtete, achtungsvolle Aufmerkſamkeit ihres Verführers, die er ihr während der eiligen Reiſe nach England bezeugte, konnten die Seelenangſt beſchwichtigen, die ſie bei der Rück Erinnerung an das Vergangene, und bei dem Gedanken an ihre gegenwärtige Lage erfaßte. Sir Eduard empfand nun die doppelte Macht — die ihrer Schönheit und die ihres Kummers. Noch war er nicht fähig den Gegenſtand ſeiner zärtlichſten Gefühle zu entweißen, denn noch ſchlug in ſeiner Bruſt ein für Reue, Mitleid und tugendhafte Liebe empfängliches Herz. — Dieſe edlen Regungen würde er vielleicht bald unterdrückt haben, hätte man ihm mit gemeiner Heftigkeit Vorwürfe gemacht; allein Luiſens ſtilles Leiden nährte und erhöhte ſie. Sie erwähnte nie mit einer Sylbe der ihr angethanen Kränkung, wenn gleich manchmal verſtohlene Thränen zum Ver-

räther wurden an dem, was in ihr vorging; als sie endlich aber mit der Zeit mehr Fassung gewann, vertraute sie der Laute wieder ihren Schmerz.

Nach ihrer Ankunft in England führte sie Edward auf seinen Landsitz; hier ward sie mit aller, einer Ehefrau gebührenden Ehrerbietung empfangen und behandelt, und es wäre ihr aller Prunk und alle Pracht zu Gebote gestanden, hätte sie Edward's dringenden Bitten nachgegeben, ein Verhältniß öffentlich zur Schau zu tragen, das sie zu verheimlichen und zu vergessen stets bemüht war. Bücher und Musik waren jetzt ihr einziges Vergnügen, wenn die Linderung ihres Grams und die Betäubung ihrer innersten Zerknirschung auf Augenblicke — ein Vergnügen genannt werden kann.

Beide, Gram und Zerknirschung, erreichten den höchsten Grad, wenn sie an ihren armen, in seinem hilflosen Alter verlassenen Vater dachte, der nun sein schweres Mißgeschick, das die Verunglimpfung seines Namens und die Schande seiner Tochter über ihn gebracht, allein tragen mußte. Sir Edward war zu großmüthig, um nicht an Venon's Versorgung zu denken. Er fand jedoch keine Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen, denn er erfuhr, daß Venoni bald nach seiner Tochter Entweichen sich aus seinem bisherigen Wohnorte entfernt habe, und nach Aussage seiner Nachbarn in einem Dorfe Savonens gestorben sei. Seine unglückliche Tochter empfand bei dieser Nachricht den herbsten Schmerz und ihre Betrübniß verschmähte jeden Trost. Edward's ganze Zärtlichkeit und Liebe wurden nun herausgefordert, ihre peinvolle Lage zu mildern, und nachdem die ersten Ausbrüche ihres Schmerzes sich gelegt, führte er sie nach London, hoffend, daß die Neuheit der

Gegenstände, für Alle sonst so anziehend, zur Heilung desselben beitragen möchte.

Der Aufmerksamkeit eines Mannes von so tiefem Gefühl, wie Edward es in der That war, mußte das Leiden Luise's eine gewisse Ehrfurcht einflößen. Er mietete daher für sie eine, von seiner eigenen getrennte Wohnung, und behandelte sie mit aller Zartheit der reinsten Liebe. Aber alle seine Bemühungen, sie zu trösten und zu zerstreuen, blieben fruchtlos. Sie erkannte jetzt die ganze Größe ihres Vergehens, das sie nun nicht bloß als einen Schritt zu ihrem Verderben betrachtete, sondern sich auch in Folge desselben als Vätermörderin anklagte.

In London traf Sir Edward seine Schwester, die einen Mann von großem Vermögen und hohem Range gehehlicht hatte; er heirathete sie, weil sie ein hübsches Weib war und von hübschen Männern bewundert wurde; sie vermählte sich mit ihm, weil er der reichste unter ihren Freiern war. Sie lebten, wie es Leuten in einer solchen Lage gewöhnlich geht, dürftig bei einem fürstlichen Einkommen und inmitten beständiger Lustbarkeiten höchst unglücklich. Alles dieses war so unendlich verschieden von der Vorstellung, die sich Sir Edward von dem Glücke seiner Schwester und von dem Empfange gemacht, den Freunde und Verwandte ihm hätten bereiten sollen, daß er von nun an eine unverstiegbare Quelle des Verdrußes in der Gesellschaft seines Gleichen fand. Luise's Gesellschaft hingegen athmete Gemüthlichkeit und Wahrheit; ihr Herz nahm so warmen Antheil an allem, was ihn betraf, es schien um seine Wohlfahrt allein besorgt; — sie sah Edward's Tugend wiederkehren, und war von der Freundschaft durchdrungen, die er ihr zeigte. Sie begann jetzt, wenn Trüb-



finn seine Stirne in düstere Falten zog, fröhlichere Weisen auf ihrer Laute zu spielen, und man bemerkte selbst an ihr eine Heiterkeit, die ihr sonst fremd war; — an ihrem Herzen aber nagte im Stillen der Gram; ihr Körper, zu zart für den Kampf widerstreitender Gefühle, schien ihrer Macht zu erliegen; der Schlaf floh sie, die Wangen wurden hohl, der Glanz ihres Auges erlosch. Diese Symptome des schnellen Verwelkens erfüllten Sir Edward mit inniger Reue. Er verfluchte oft die falschen leichtfertigen Ideen über Zeitvertreib, die ihn verleiteten, den Ruin eines harmlosen Mädchens, das ihm vertraute und ihn liebte, als eine Sache zu betrachten, die zu vollbringen eine Lust wäre, und mit deren Gelingen man sich brüsten dürfte; oft auch wünschte er einige schuldbelastete Monde aus seinem Leben hinwegstreichen zu können, und wieder in jene Zeit zurückversetzt zu werden, um einer Familie das Glück wiedergzugeben, deren vertrauende, nichts Urges ahnende Gutmüthigkeit er mit der Verrätherie eines Räubers und mit der Grausamkeit eines Meuchelmörders gelohnt hatte.

Eines Abends, da er an der Seite Luise's in einem Salon saß, und sein Gemüth von diesen Vorstellungen bewegt und erweicht war, ließ sich auf der Straße gerade unter den Fenstern seines Hauses eine Handorgel von einem ausnehmend schönen Tone hören; Luise legte ihre Laute bei Seite und horchte; die Gesangsweisen, die der Orgelmann aufspielte, waren ihr so wohl bekannt; o! und diese süßen heimatlichen Arien lockten Thränen hervor aus ihrem matten Auge, die sie vergebens zu verbergen suchte. Sir Edward befahl einem Diener, den Orgelherauf in den Saal zu führen; er kam, und es

ward ihm auf einem Stuhle bei der Thüre ein Platz angewiesen.

Er spielte ein oder zwei lustige Stückchen auf, zu denen Luise in ihrer Kindheit oft getanzt; — sie gab sich ganz der Erinnerung hin und weinte ohne Unterlaß. Plötzlich, die Stimmung ändernd, orgelte der Musikus eine melancholische Arie, wilder, klagender Art. Luise sprang auf von ihrem Sitze und stürzte zu dem Fremdling hin. In demselben Augenblicke warf er seinen zerlumpten Rock ab und riß ein schwarzes Pflaster von seiner Wange. — Es war ihr Vater! — Sie schmiegte sich an ihn, wollte ihn umarmen, — doch er wendete sich ab von ihr, wollte die Arme nicht öffnen der flehenden Tochter. Aber die Natur siegte über sein Zürnen; er brach in Thränen aus und drückte sein lang entbehrtes Kind an seine Brust.

Sir Edward stand da, starr vor Staunen und Verwirrung. — „Ich komme nicht, um mit Euch zu hadern,“ begann Benoni nach einer langen Pause, „ich bin ein armer, schwacher, alter Mann, und kann nicht mehr schelten; ich bin nur gekommen, meine Tochter zu finden, ihr zu vergeben und dann zu sterben! — Ja damals, als Ihr uns das erste Mal saht, Sir Edward, da war's anders mit uns, da waren wir noch tugendhafte, glückliche Leute; wir sangen und tanzten, denn es gab kein traurig Herz in dem Thale, wo wir wohnten. Und wir ließen doch gern Tanz, Musik und Fröhlichkeit, als Ihr, verunglückt, zu uns kamt, denn wir hatten Mitleid mit Euch. Benoni's Hirtenpfeife ward seit jenem Tage nie wieder auf dem Felde gehört; Kummer und Krankheit brachten ihn beinahe ins Grab, und seine Nachbarn, die ihn liebten und bedauerten, waren nie wieder fröhlich. Doch dünkt es

mir, daß Ihr, obgleich Ihr uns des stillen Glücks beraubt, selbst nicht glücklich seid; denn woher sonst der traurige Blick, den ich an Euch mitten unter der Euch umgebenden Pracht und Herrlichkeit bemerke? woher sonst die Thränen, die jenes arme, betrogene Mädchen dort im Schmuck und Flitterstaat vergießt?“ — „„Sie soll keine Thräne mehr vergießen!““ unterbrach ihn Sir Edward; „„Ihr werdet glücklich und ich gerecht sein. Verzeiht, mein ehrwürdiger Freund, die Kränkung, die ich Euch zugefügt; verzeihe auch du mir, meine Luise, daß ich deine Tugend, deinen innern Werth bisher so gering schätzte. Du, meine Luise! — doch nein, ich will dir nichts in's Gedächtniß zurückrufen, was mich deiner fernern Achtung minder würdig machen könnte. O, fahre fort deinen Edward zu lieben, und du sollst in wenigen Stunden mit deiner Liebe auch die Rechte einer Gattin vereinigen; die zärtliche Sorgfalt und die herzliche Zuneigung deines Gatten werden den goldenen Frieden deiner Brust wiedergeben, und die Rosenblüte deinen Wangen wiederbringen. — Wir werden zwar der hiesigen Modewelt als Gegenstand des Staunens und des Neides leben; dann aber werden wir deinen biedern Vater in seine Heimat zurückführen, und dort unter seinem einfachen Dache werde ich mit dir glücklich, so ganz glücklich sein, schon darum, weil ich meine Glückseligkeit verdienen werde. Wieder sollen Musik und Tanz das Thal ergöhen, und Unschuld und süßer Friede in die Hütte Benoni's einziehen!““

W.

# Ü b e r s c h r i f t e n

v o n

Johann Gabriel Seidl.

---

Überschriften in flüchtigen Zeilen  
Hab' ich zur Auswahl mitzutheilen;  
So Manchem wird das eigne Leben  
Zur Überschrift den Aufsatz geben.

---

Wer immer saß im Klaren,  
Kennt nicht den Werth des Lichts;  
Wer Untreu' nie erfahren,  
Weiß von der Treue nichts.

---

Es ist doch seltsam, wie ein Flecken  
Der schönen Seel' oft lieblich steht,  
Gleichwie die eingeschloss'ne Fliege  
Des klaren Agtstein's Werth erhöht.

---

Eins vor Allen thut dem Herzen  
Noth, daß du's im Leben lernst:  
Ernst zu bleiben unter Scherzen,  
Und zu scherzen mit dem Ernst.

---

Des Weibes Thränen zittern  
Wie flücht'ge Eiskrystallen;  
Des Mannes Thränen fallen  
Vor oder nach Gewittern.

---

Da sprechen gar Viele von Bildung und Kunst,  
Vom Denken, Dichten und Schaffen,  
Und fragt man sie, was das Alles heißt,  
So stehen sie stumm und — gaffen.

---

Bisweilen, da wandelt es mich an,  
 Als hätt' ich noch nie was Rechtes gethan;  
 Bisweilen, da werf' ich mich in die Brust,  
 Als wär' ich des Tüchtigsten mir bewußt;  
 Ich glaube, daß ich am besten wähle,  
 Wenn ich mich in Etwas zu Beiden zähle.

---

Ich halte die Mehrzahl Thränen für Wasser,  
 Ich halte die Mehrzahl Seufzer für Wind,  
 Und doch bin ich kein Menschenhasser,  
 Ich weiß nur, wie ich bin, und wie sie sind.

---

Warum kann Ein's zum Frommen  
 Des Menschen nicht gescheh'n?  
 „Aus sich herauszutreten,  
 „Um in sich selbst zu geh'n!“

---

Nicht gegen jedes Eigenlob  
 Sei Widerspruch erhoben;  
 Ein gutes Werk wird, ungestraft,  
 Sich selber, mein' ich, loben!

---

Ihr braucht die Poesie nicht erst  
 In's Leben hineinzulegen;  
 Wenn ihr es recht erfaßt, so springt  
 Sie euch von selber entgegen.

---

Wer sich mit Gedichten den Durst will löschen,  
 Fühlt bald, daß sie ihm mißbehagen:  
 Man muß sie tropfenweis genießen,  
 Mit Andacht, wie die Trinker sagen!

---

Schiller'n  
 Nachzutrollern,  
 Oder Göthe'n  
 Die Verse nachzundöthen,  
 Oder Einem von den Neuern  
 Mit ähnlicher Flagge nachzusteuern,  
 Das mag ein leichtes Studium sein;  
 Man kommt, man weiß nicht wie, zu seiner Gabe!  
 Ich geb's aus Eig'nem; ist's auch klein,  
 So weiß ich doch zuletzt, woher ich's habe!

---

O süße Rache für den Sängersmann,  
 Der arg getäuscht und arg verspottet worden,  
 Wenn er die Treuvergeß'ne kann  
 Mit einem Liederdolche morden!

---

Warum wol gleiche Wehmuth mich durchdringt,  
 Wenn ein Trauermarsch, oder ein Walzer klingt?  
 Ist's dort der Schmerz, der durch die Freude rauscht?  
 Ist's hier die Lust, die hinter'm Leide lauscht?

---

„Warum der Muth mit einmal ihm wächst?“  
 Das ist doch eine klare Sache:  
 Er steht ja einem Könige zunächst  
 Im deutschen Mufen-Almanache!

---

Ein Werk, das wahrhaft weckt und erhebt,  
 Post festum kritisiren,  
 Heißt, mein' ich, ein Wesen, das noch lebt,  
 Zum Studium seziren.

---



Was dir versagt ward, was beschieden,  
 Ertrag', und frage nicht: warum?  
 Und bleibt das Schicksal stumm hiernieden,  
 So bleib auch du, zum Troste, stumm!

---

Ein Weib, das weiß, daß du es achtest,  
 Beurtheile nicht, so lang' du's betrachtest!  
 Von Freunden laß zu Zeiten es betrachten,  
 Von denen es nicht weiß, daß sie es achten!

---

Mit schlechten Gedichten, ihr Dichter,  
 Da ist's ein mißliches Beginnen:  
 Sie sind ihre eigenen Kläger und Richter,  
 Und können zuletzt denn doch nicht gewinnen.

---

Wenn ich es wüßte, daß sie mich liebe,  
 Und bloß aus Liebe mich betrübe,  
 Wie gern wolt' ich mit meinen Qualen  
 Die kleinste Lust für sie bezahlen!  
 Doch wüßst' ich, daß sie's thut aus Kälte,  
 Dann wüßst' ich auch, wie ich's vergälte.

---

Ich hätte dir so viel, so viel zu sagen,  
 Und darf's um dein- und meinetwillen nicht!  
 So will ich's denn zur Ferne mit mir tragen,  
 Treu, fest und innig, bis das Herz mir bricht!  
 Ist's doch das Loos des Bestren, sich zu sehnen;  
 Nur in dem Widerscheine stiller Thränen  
 Erhält das Aug' sein wahres, reinstes Licht!

---

Der  
Abippone.

---

Novelle

von

Dr. Adolph Bacherer.

Der Mensch bleibt Mensch in allen Zonen,  
Die Außenseite wechselt nur;  
In seines Herzens Tiefen wohnen  
Dieselben Triebe der Natur!

---

1.

**B**errauscht war der laute Jubel, verstummt der tobende Lärm, der die friedliche Reduktion von Santa Luzia durch drei volle Tage mit der regen Lebhaftigkeit einer bedeutenden Stadt erfüllt hatte. Nur aus dem Dome tönten noch die gedehnten Klänge der Orgel, und schwebten noch auf den Wogen frommer Begeisterung die ernstesten Vespergesänge, die den feierlichsten dieser drei Tage, den herrlichen Frohnleichnamstag, beschlossen. Am tief dunklen Himmel schwamm im endlosen Meere der Südluft die volle Mondesscheibe. In den stillen Straßen duftete es noch von den tausend und tausend tropischen Blumen, die den Weg bedeckten, rauschten noch die narkotischen Gessträucher vor den Wohnungen, flatterten buntfarbige Flaggen an den Fenstern, kurz alles trug noch die Spuren der festlichsten und glänzendsten Prozession, welche die einsame Ortschaft seit ihrer Gründung erlebt hatte. Ringsum war tiefe Ruhe, die an den Gesängen, die erhaben aus dem Dome schallten, mehr Einklang, als Störung fand. Nur ein menschliches Wesen, schlank und kraftvoll; wie die Söhne der Pampa's, Ehrfurcht gebietend, wie die Infa's mit dem blizenden Auge der Gazelle, geschmückt mit einem Diademe bunter Federn, zu dem der dunkle spani-

sche Mantel etwas grell abstach, stürzte leidenschaftlich, fast mit einem Anfluge von Wahnsinn, aus dem Dome, sah sich stürmisch ringsum, und eilte dann pfeilschnell hinaus vor die Reduktion, wo auf weiter Ebene an gastlichen Feuern Abiponen und Spanier friedlich unter einander lagerten und in geselliger Eintracht die Anwesenheit des gefeierten Gouverneurs von Paraguay, Don Philippo Corbulon, ehrten, der eigens in die Mission gekommen war, um den lang erwarteten Besuch des stolzen jungen Manuel de Lobo, des tapfersten Portugiesen und Lieblings des Statthalters von Brasilien, mit aller Festlichkeit zu feiern. Je mehr Alfonso, der junge Abiponer-Häuptling, dem Lager der Seinigen sich näherte, desto besonnener wurde sein Gang, desto ruhiger sein Blick, desto mehr schwieg der wilde Sturm, den des Gefanges heiliges Wehen, der Orgel tief ergreifendes Gebrause nicht zu bannen vermochten, und mit einer Miene, die fattsam verrieth, daß er selbst den Zweck seines Hierseins nicht wisse, stand er, ernst und wortlos, ja fast verlegen, im Kreise seiner lange nicht gesehenen Stammgenossen. Mainka, sein Vater, trat zuerst dem verwirrten Jünglinge entgegen. — „Das süße Gift der Weissen hat dem rothen Krieger die Sinne verwirrt,“ sprach er ernst; „du wirst nicht mehr die Keule mit Besonnenheit schwingen, dein Pfeil nicht mehr den Kondor treffen, dein Messer nicht mehr furchtbar sein den Feinden des Stammes. Dem großen Geiste der Christen überließ ich dich gerne, aber nicht ihrem süßen Gifte!“ — „„Du irrst,““ sprach mit dumpfer Stimme Alfonso, des Häuptlings bildungsreicher Sohn, „wenn du mich vom Weine der Spanier berauscht glaubst, du irrst, wenn du wähnst, daß dieser

Flitterglanz, dieß Schmettern ihrer Trompeten, dieser strahlende Schmuck ihrer Reiter, dieß Wirbeln der Trommeln mich verwirrte. Ach, du hast noch nie in den Glanz eines überirdischen weiblichen Wesens geblickt, — kennst nicht das belebte Dahinsterben, den lebensvollen Tod, der aus solchen Mienen spricht. Darum höre, was mich betäubt, bedaure deinen Sohn, aber verdamme ihn nicht.“

## 2.

»Der schönste Morgen beglückte die Feier des festlichsten Tages; in langen Reihen standen die zierlichsten Kinder von Santa Luzia. Teppiche und wohlriechende Gesträuche waren an den Häusern befestigt, in sicheren Käfigen brüllten Löwen und Tiger, die gefangenen Gebieter der Wüste; von tausend und tausend Vögeln wirbelte die Luft, und leichte Matten ebneten den Boden, über den langsamen Trabes die geschmückten Reiter zogen; hinter ihnen kamen Chöre von Sängern, die den weiten Platz vor dem Dome besetzten. Ich stand mit einigen Neophyten an der Zitronenallee, die das Feld der Todten umgibt, als der feierliche Zug wohlgeordnet an mir vorüberkam. Ehrfurchtsvoll beugten wir uns, als unter einem Fahnen-dache, welches mit den Alkalden der Regidor und Korregidor trugen, Don Philippo, der Gouverneur, einerschritt. Aber fast zu Boden sanken wir, als an der Seite des stolzen Portugiesen Manuel ein Wesen, schlank und edel, wie der Sonnenjungfrauen jüngste, würdevoll, wie des Stammes älteste, sichtbar wurde. Hättest du sie gesehen, Vater! und wärest du im muntersten Verfolgen des wilden Rosses begriffen gewesen, du hättest den Renner angehal-

ten, du hättest den besten Bogen, den schönsten Gürtel, das schärfste Beil gegeben für einen Blick ihres dunklen Auges. Wie das Lama seinem Führer, folgte ich ihren Spuren; meine Matte wurde mir zu weich diese Nacht, die Straßen der Reduktion zu enge am Morgen; und nimmer konnte ich ruhen, bis ich ihr diesen Abend gegenüberstand im majestätischen Dome. All' die tausend Lichter flimmerten nur durch ihren Glanz, all' die majestätischen Lieder hatten nur durch sie Reiz. Reich und glücklich, wie kein Kazike, stand ich vor ihr, da traf mich ihr ernster, heiliger Blick, lohnend und strafend, mild und hart. Ich hielt es nicht länger aus, ich war nicht werth vor der Keinen zu stehen, und wie den gezüchtigten Sklaven trieb es mich aus dem Dome.“ — Unwillig schüttelte der alte Kazike sein Haupt, und eben wollte er seinem Unmuthe Worte leihen, als die Glocken das Ende der Vesper verkündigten, lodernde Fackeln die dunklen Straßen erhellen und ein dichter Kreis Neugieriger die Stelle bezeichnete, wo Don Manuel de Lobo mit seiner Schwester und ihrem Gefolge zu Rosse stieg, um noch in der Nacht die weite Heimreise zu der Küste und von dort nach Brasilien anzutreten. Da fiel es auf Alfonso, den stumm gegen die Reduktion starrenden Jüngling, wie ein Blitz, rasch berührte er die Stirne seines Vaters und, wie der Pfeil vom Bogen gesendet wird, flog er die Haide hinab und entwand bald den Blicken seiner staunenden Genossen.

## 3.

Es war am zweiten Abende seit der Abreise von Santa Luzia, als Donna Inês, die engelgleiche Lisboerin, mit

ihrem stolzen Bruder am Ufer des hochflutenden, vom Orkane wild gepeitschten Uruguay ankam, und vergebens nach der Fährte spähte, die verabredeter Maßen den Lieb-  
 ling des Statthalters von Rio-Janeiro mit seinem Gefolge überschiffen sollte. Die beiden Geschwister waren lange schweigend neben einander hergeritten. Donna Inês, vielbeschäftigt mit der Erinnerung an den majestätischen Abiponen, der an Anstand und edler Haltung weit die Grandezza all' der Männer übertraf, die sie bisher gesehen. Don Manuel, trotz aller ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten, nichts weniger als zufrieden mit dem spanischen Gouverneur, den weder die glatten Worte des jungen Hidalgo's, noch der Anblick der unbewunderten Schwester auch nur ein Haar breit von seiner ehrfüchtigen Bahn trieben, brach endlich das trübe Schweigen. — „Scheint es doch absichtlich, daß man mit der Fährte zögert, um zu zeigen, wie man auf eigenem Boden so ganz mit Fug zur Unart berechtigt sei,“ brummte er vor sich hin, indefs Donna Inês die besorgten Blicke, endlich die bebende Hand ängstlich gegen eine mit dichten Kaktusranken überzogene Anhöhe richtete, wo sich dunkle Gestalten immer bunter und bunter regten, bis sie rasch in geschlossener Zahl mit verhängten Zügeln gegen die Flußebene anrückten, und mit wildem Geschrei und sicherem Zielen, dessen Opfer bald Einige aus dem Gefolge wurden, sich als die gefürchteten sogenannten Mamelucken von Brasilien ankündeten. Aus flüchtigen Verbrechern aller Nationen bestehend, hatte diese Räuberkolonie den Portugiesen gegen die Spanier in Paraguay bisher treffliche Dienste geleistet, aber der Statthalter Brasiliens, von Don Manuel gegen diese gefesselten Geächteten einge-



nommen, hatte ihre Vertilgung beschlossen und zum Theile durch blutige Angriffe begonnen, und so hatte Don Manuel Alles von diesen Halbwilden zu fürchten; aber sein angestammter Muth ließ ihn nicht verzagen.

„Wer fliehen will, gewinne den Fluß!“ rief er den bebenden Reitern seines Gefolges zu, und stellte sich herzhast vor seine Schwester. Mit zwei Hieben kollerten zwei feindliche Häupter unter die Hufe. Mit wildem Geschrei griffen nun die häßlichen Gestalten nach der ohnmächtigen Inês. Da theilte eine fürchterliche Keule den dichten Schwarm der Räuber; Roß und Reiter sanken unter der stachlichten Waffe krachend zu Boden. Der Mameluckenführer taumelte mit zerschmettertem Schädel aus dem Sattel, in welchen sich ein kräftiger Jüngling im Kriegspuße der Abiponen schwang, die bleiche Inês vor sich nahm und rasch den Renner in die Fluten des Uruguay jagte. Don Manuel hieb sich durch die entsehten Feinde, sprang unerschrocken in die Wogen, und in Kurzem kniete der muthige Schwimmer glücklich am jenseitigen Ufer neben der theuren Schwester, die in Alfonso's Armen (denn er war ihr Retter) eben die Augen aufschlug.

## 4.

Mit finsterem Stolze blickte der Portugiese auf den besorgten Jüngling, der nur für Donna Inês Augen, für ihr Erwachen Jubel, für ihre Worte des Dankes Entzücken hatte, unbekümmert um die Gegenwart des Bruders, der mit einem: „das sollen die frechen Mamelucken mir büßen!“ das Paar aus seinen Träumen störte. — „Wer seid ihr, Fremdling, dem ich die Rettung meiner Schwester verdanke?“ fragte er kalt den Jüngling, der sich rasch

erhob und mit fast gebietender Miene dem stolzen Portugiesen gegenüberstand. — „Ich heiße Alfonso,“ erwiderte er höflich, — „wer ich sei, könnten die Namenlücken am besten sagen!“ — „Nicht allen Wilden gönnt das Glück die Rettung eines Weißen!“ versetzte Don Manuel; „da nehmt,“ sprach er gemessen, indem er dem Jünglinge eine volle Börse hinhielt. Mit einem schneidenden Lachen der Verachtung schleuderte Alfonso dem Portugiesen die Börse vor die Füße. — „Wollt Ihr mich lohnen,“ rief er hastig, „so laßt mich Euch bis zu Eurer Heimkehr schützen; des zarten Mädchens, und nicht Eurer willen, weih’ ich meine Keule noch einmal Euren Dienste!“

Nachdenkend antwortete Don Manuel keine Sylbe, und wortkarg ging die weitere Reise fort, bis sie das Lager der Portugiesen erreichten, das zwischen der Mündung des Uruguay und des La Plata jene Halbinsel einnahm, welche bis in die neueste Zeit, unter dem Namen *del Sagramento*, ein gefährlicher Bankapfel zwischen den Höfen von Madrid und Lissabon war. Im Lager angekommen, fragte Don Manuel den jungen Abiponen, was er als Lohn seiner Dienste verlange. — „Der freie Sohn des Waldes dient Niemanden,“ versetzte Alfonso flüsternd; „wollt Ihr mir gefällig sein, so laßt mich frei unter Euch zu Euren Nutzen wandeln!“ — „Seltsamer Mensch!“ meinte Don Manuel, „es mag sein; doch weh’ dir, wenn du es wagst, einen Weißen zu beleidigen!“ — Ein freundlicher Blick der dankbaren Inés versüßte des Bruders rauhes Wort, und Alfonso trat nun in eine Art Dienstverhältniß, das unter den stolzen Portugiesen um desto auffallender war, da sie bisher kein Mittelding zwischen Sklaverei und hochmüthiger Rangfreiheit kannten.

## 5.

Alfonso's Talente entwickelten sich täglich mehr, und seine Fortschritte in der europäischen Waffenkunst setzten selbst die mechanischen Exerzirmeister, deren stolzestes Bewußtsein in steifen, seit fünfzig Jahren geübten Handgriffen war, in Erstaunen. Die Kunst der kleinen Gedankenbilder, wie er das Lesen und Schreiben anfangs nannte, hatte er bald inne, und die schönsten Schattenpartien, die reizendsten Blumenstellen an Jñes Garten waren immer sein Werk. Indes war im kurzen Zeitraume eines Jahres aus dem anfänglichen portugiesischen Lager eine drohende Festung mit stolzen Thürmen, sicheren Schanzen, reichen Magazinen erwachsen, und Alfonso's heller Verstand sah bald, daß dieses Vermehren der Garnison, die strenge Thätigkeit des zum Gouverneur dieses Waffenplatzes ernannten Don Manuel den Spaniern gelte. Sein Herz sträubte sich vor dem Gedanken, gegen ein Volk vielleicht mitzufechten, dem er seine Entwidlung verdankte. Hiezu kam noch, daß er so selten mehr die heißgeliebte Jñes sah, deren Freiheit seit dem Eintreffen des Don Garcias Ensemuchon Valentes, ihres von Don Manuel bestimmten Bräutigams, auf das äußerste beschränkt war. Wenn Alfonso am späten Abend sie am Balkone erblickte mit feuchtem Auge, wie es ihm dünkte, mit blassen Wangen, da ergriff ihn eine unendliche Wehmuth. Fast erwachte sein wildes stürmisches Toben wieder, und unrühmlich dünkte ihm die selbstauferlegte Beschränkung seiner Freiheit, die man schon so wenig zu schonen anfing, daß er oft die härtesten Sklavenarbeiten mit verrichten mußte. Die Anwesenheit des eiteln, Donna Jñes

stets umschwärmenden Garcias, das anmaßende Betragen dieses Edelmannes, der es so recht eigentlich auf Demüthigungen des gewaltigen Abiponen anlegte, verleiteten dem Jünglinge vollends den Aufenthalt unter den Portugiesen. Es war an einem herrlichen Frühlingsabende, als in der Festung plötzlich auf Befehl des Kommandanten eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit begann. So viel Alfonso erfuhr, hatte der spanische Gouverneur die Räumung der Festung verlangt und der erfolgten Weigerung die Kriegserklärung nachgesendet. Das reizende Gärtchen der schönen Inés wurde für den Aufstellungsplatz einer schweren Batterie bestimmt und all' die schönen Lauben und Schattengänge, die Lieblingsplätzchen der milden Donna, unarmherzig umgehauen. Alfonso sah mit wildem Grimme in der Abenddämmerung auf die trübe Verwüstung, und sein böshafter Affe, dem er scherzweise den Namen Garcia und einen dem eitlen Junker ähnlichen Anzug gegeben hatte, schnitt bereits den ganzen Tag von einem Gesimse herab den thätigen Arbeitern die possierlichsten Gesichter. Der Mond schwamm klar und rein, wie ein freundlicher Schwan, am blauen Himmel, als zu Alfonso's Staunen die garte Inés leise in den zerstörten Garten trat; sie weinte so kindlich beim Anblicke der verwüsteten Flur, sammelte so emsig die Blüten der umgemähten Blumen, daß Alfonso sich nicht länger hielt und mit weicher Wehmuth voller Theilnahme die schöne Herrin, die eben einen Strauß weißer Rosen gesammelt hatte, fragte, ob denn auch hier nur die weiße Farbe entscheide? Durch Thränen lächelnd blickte sie den schönen Jüngling an und reichte ihm den Strauß, den er begeistert an seine Lippen presste, und ihr die schönste rothe

Rose bot, die sich vorfand. Er küßte, von Wonne und Wehmuth durchschauert, die zarte Hand, als plötzlich ein ironisches: „Ihr seid sehr herablassend, schöne Donna!“ Beide mit Entsetzen erfüllte, und sie bestürzt den eiteln Garcias vor sich stehen sahen. — „Fort von hier, Sklave!“ herrschte er den Abiponen an, dessen gehobene Faust nur der Jungfrau bittender Blick sinken machte. — „Ich bin kein Sklave!“ knirschte Alfonso. — „Fort von hier!“ schrie zornglühend der Edelmann. — „Don Garcias!“ donnerte Alfonso; da sprang plötzlich der schelmische Affe vom Gesimse und dem eiteln Ritter auf das Genick, von dem ihn der sogleich hilfreiche Alfonso vergebens zu vertreiben suchte. Während Alt und Jung auf das Geschrei des eiteln Garcias herbeieilte, der, übel zugerichtet, sich vergebens den Krallen des Affen zu entziehen strebte, flüchtete Ines auf ihr Zimmer. Don Manuel hatte eben die Kunde an den Außenwerken gemacht, und kam mit der Wache, vom Lärm und Gelächter gelockt, zu dem Tumulte. Nach einigen Lügen des Don Garcias befahl er, den fecken Alfonso zu binden, bei den Füßen aufzuhängen und wie einen Hund mit Riemen so lange zu peitschen, bis dem unverschämten Sklaven das Blut abgekühlt sei. Vergebens verwendeten sich die Offiziere für den ihnen lieb gewordenen Abiponen; vergebens warf sich Ines dem zürnenden Bruder zu Füßen, der, als er von Garcias die Gartenbegebenheit mit einigen Zusätzen erfuhr, durch ihr Flehen nur noch desto ergrimmt mit einem donnernden: „Wenn ihr den Sklavenhund gezeißelt, erhängt mir ihn an einer Schnur!“ den Tod des armen Jünglings befahl.

## 6.

Schon hatten feile Knechte Anstalt zur grausamen Bestrafung gemacht, als Alfonso mit Riesenkraft die Stricke sprengte, dem Nächststehenden die Partisane entriß, ein paar Wachen niederrannte und mit einem Sprunge über den Wall den Fluß gewann. Einige Kugeln sausten wirkungslos um den fecken Schwimmer, und drohend entschwand er am jenseitigen Ufer den Blicken. Ein finstres Gebüsch nahm ihn schirmend auf, und er staunte nicht wenig, als Garcias, sein Affe, ihm nachgeschwommen, dort ankam. Tag und Nacht eilend, gelangte er auf wohlbekanntem Wege in die Reduktion von Santa Luzia, wo auf Befehl des Gouverneurs eben auf das thätigste die Milizen gegen die Portugiesen eingeübt wurden. Drei wohlgerüstete Abtheilungen, jede von 400 Mann, zogen nach drei verschiedenen Richtungen gegen Brasilien, um die Bewegungen der regelmäßigen Truppen aus Assumption gehörig zu unterstützen. Die kühne Abtheilung, bei der Alfonso sich einreihen ließ, drang unaufhaltsam, durch den schaurigen Anblick der von den Portugiesen verübten Grausamkeiten, so wie durch die Trümmer der verwüsteten Ortschaften nur noch mehr erbittert, bis zur Meeresküste vor; überfiel die gelandete Besatzung eines portugiesischen Kriegsschiffes und schleppte, was dem Schwerte entging, gefangen fort. Nur Alfonso's Beredsamkeit rettete dem Kapitän das Leben, nur Alfonso's Begleitung schützte ihn auf dem Wege bis Assumption. Das edle Benehmen des Abiponen bewog den Gouverneur, demselben ein Korps seiner Landsleute zu vertrauen, und ihn mit demselben zur Verstärkung des Belagerungsheeres

vor San Sacramento mitzunehmen. Dem kühnen Jünglinge pochte in feurigem Ungestüm die Brust. Beleidigter Stolz, Liebe, Rache, Mitleid wogten wild durch einander in seinem Busen, und mit kraftvollem Selbstbewußtsein trat er, nachdem ihn die Reduktion von Santa Luzia zum Regidor ernannt hatte, die Führung des Heerhaufens von 600 muthigen europäisch eingeübten Jünglingen an. Aus Lufoman und Buenos Ayres, dessen Gouverneur von Don Manuel auf seine Aufforderung eine sehr beleidigende Antwort erhalten hatte, zogen ansehnliche Truppenmassen herbei. Man sah aber leider ein, daß ohne Belagerungsgeschütz bei der Bestürmung Alles auf den wilden Muth der Amerikaner ankäme, denen man daher freie Plünderung und die Erlaubniß, mit den Gefangenen nach Willkür zu verfahren, nicht abschlagen wollte. Unter der Anführung des Feldobersten Don Antonio de Vera Muzico rückte das Heer vor die, mit beherrschenden Außenwerken versehene, von portugiesischen Kerntruppen vertheidigte Festung. Schmachvoll wurden alle Unterhandlungen von den Portugiesen zurückgewiesen und ein Sturm der Spanier mit ziemlichem Verluste abgeschlagen. Mißmuth ergriff das Belagerungsheer; da erbot sich Alfonso mit seinen Stammgenossen den Sturm zu wagen. Es war eine schwüle, trübe Augustnacht im Jahre 1680, als Alfonso mit seinen Streitern leise, nur mit Lanze und Schwert bewaffnet, gegen die Vorwerke anzog. Die stolzen Portugiesen, durch ihre ersten Erfolge in Sicherheit gewiegt, überließen sich ruhig dem Schlafe, und in diesem Zustande wurden die Wachen gefunden und niedergemacht, die Kanonen gegen die innere Stadt gewendet und ebenso rasch die zweiten und dritten Linien erstiegen. Nun erst

wurden sie bemerkt, doch vergebens donnerten im Dunkel der Nacht die portugiesischen Geschütze, die meisten wurden vernagelt, die Besatzung immer enger zusammengedrängt. Don Garcias mit seiner Kompagnie versuchte sich in eine Schaluppe am Flusse zu flüchten, fiel aber dem überall thätigen Alfonso in die Hände, wurde von ihm gefangen und seinen Leuten übergeben. Nach kurzem Widerstande und einem Verluste von mehr als 200 Todten, wurden die Portugiesen entwaffnet und den Abiponen und den Chiguiten in Verwahrung gegeben, von denen die meisten menschlich genug waren, ihrer zu schonen. Im dichtesten Gedränge jener, die sich nicht ergeben wollten, erblickte Alfonso den stolzen Don Manuel, der mit dem Muth der Verzweiflung focht. Ein kraftvoller Reulenhieb lähmte seinen Arm, dem das Schwert entsank. Eben sauste eine blitzende Klinge gegen sein Haupt, als rettend Alfonso dazwischen sprang und mit dem Verluste von zwei Fingern den Todesstreich von seinem Feinde abwendete, den Ohnmächtigen dem Gefolge übergab, und in den Pallast des Gouverneurs eilte, um noch zu rechter Zeit die heißgeliebte Ines vor der Wuth der ergriminten Krieger zu schirmen. Unbeschreiblich war ihre Wonne, den edlen Alfonso zu sehen, und sie schwur, ihn nie mehr zu verlassen.

## 7.

San Sacramento war in der Gewalt der Spanier, und reich an Beute, reich an Kriegsgefangenen, die ein bedeutendes Lösegeld hoffen ließen, zogen die Indianer ihrer Heimat zu, an ihrer Spitze der siegreiche Alfonso



mit seinen Gefangenen. In Santa Luzia verlangte Don Manuel, der bisher stumm und wortlos gefolgt war, das erste Mal den Abiponenfürsten zu sprechen. Ernst, aber ohne Vorwurf, trat Alfonso vor den stolzen Portugiesen. — „Du liebst meine Schwester?“ fragte ihn dieser mit durchdringenden Blicken. — „„So ist es,““ erwiderte Alfonso. — „Auch sie ist dir mehr gut, als es Manuel's Schwester und Garcias Braut einem Wilden sein darf; wir sind in deiner Gewalt, du scheinst mir nicht ohne Edelsinn, sie sei dein Weib!“ — „„Mit nichts,““ versetzte Alfonso zurücktretend, „ein Abiponenfürst darf wol eine edle Donna, aber keine Sklavin freien. Kehrt heim nach Brasilien, seid frei! Ist es dort noch euer Wille, daß Inês mein Weib werde, dann sei es, dann ist sie mir lieb und theuer; bis dahin, als Sklavin, kann und darf ich sie nicht wiedersehen!““ — „Du hast überwunden, stolzer Abipone!“ rief Don Manuel, „ich nehme meine Freiheit aus deiner Hand. Sie gelte bereits hier, und vom freien Bruder, von dem durch dich, du seltener Mensch, geretteten Bruder empfangen die liebende Schwester, die nur dir das Leben dankt, das sie dir weihet.“ — Die Abendsonne grüßte eine Gruppe glücklicher Menschen, und der nächste Morgen leuchtete zur schönsten Vermählung zu Santa Luzia. Don Garcias erhielt von Alfonso die Freiheit und den verhängnißvollen Affen zum Geschenke.

---

---

## Die Frauen als Blumen.

---

**E**s haben viel Dichter, die lange verblichen,  
 Die Mädchen und Frauen mit Blumen verglichen,  
 Doch hat im Gesange, so viel mir bekannt,  
 Noch Niemand die Arten der Blümllein genannt.

Im Anfange sind sie gehüllet in Windlein,  
 Rothwangig als zarte und niedliche Kindelein,  
 Wol herzig zu schauen im schneeweissen Kleid,  
 Und Scheeblümllein sind sie im Lenze der Zeit.

Es schmilzt an der Sonne die schneeige Hülle,  
 Es reift die Natur zur vollendeten Fülle,  
 Die Mädchen sie wachsen an Huld und Gestalt,  
 Und Maiblümchen werden sie freundlich und bald.

Die Grazien spenden ambrosische Schalen,  
 Da malet das Leben sich zu Idealen;  
 Die Mädchen sie steh'n an der Lieblichkeit Thron,  
 Und prangen als Rosen in Cypria's Kron'.

Begeisterung ist flüchtig, die Träume verrinnen;  
 Bald ziehen der Grazien Gaben von hinnen,  
 Die Rose vergehet, die Nelke erwacht,  
 Die lange noch lächelt in duftender Pracht.

Und kommen im Zeitlauf die mittleren Jahre,  
 Entsinken den Nelken die duftenden Haare,  
 Dann blicken die Mädchen wol ernst und gemach  
 Als Heliotrop der Vergangenheit nach.

Allein wenn schon vierzigmal wärmende Strahlen  
 Die Blumen mit wechselnden Farben bemalen,  
 Dann wandeln die Frau'n sich in A stern bereits;  
 Nur Güte und Einsicht gibt ihnen noch Reiz.

Gar wunderbar bunt ist der A stern Gestaltung,  
 Bald einfach, bald edel an Farbe und Haltung,  
 Bis endlich im Alter die Todtenblum' blüht,  
 Dem Leben ein Schlußstein, ein Ende dem Lied.

Leopold Schlect.

---

Die  
B r a u t f u r .

---

Ein Schwanke.

Nacherzählt von

Ferdinand Wolf.

Gleich anfangs zeig' man sich im Haus als Mann,  
Sonst will man's erst, wenn man es nicht mehr kann!

---

**I**n einer gewissen Stadt lebte ein Maure von unbescholtenem Rufe. Sein Sohn war der beste Junge von der Welt, nur fehlte es ihm an den Mitteln, all' die Großthaten zu vollbringen, wozu sein hochherziger Sinn ihn antrieb; darob hatte er großen Kummer; denn was hilft der beste Wille ohne hinlängliche Macht? — In derselben Stadt lebte auch ein anderer Maure, viel vornehmer und reicher, als der Vater jenes Jünglings. Dieser hatte nur eine einzige Tochter, ganz das Gegentheil von dem jungen Manne; denn sie war eben so böshaft und widerspenstig, als er gutmüthig und wohlgesittet; daher fand sich auch Keiner, der um diesen Satan von Mädchen freien mochte.

Eines Tages aber sagte dieser gute Jüngling zu seinem Vater: „Leider weiß ich nur zu wohl, daß Ihr nicht reich genug seid, um mir so viel mitzugeben, daß ich davon anständig leben könnte; was bleibt mir am Ende übrig, als in Armuth und Elend zu verkümmern, oder in der Fremde mein Glück zu suchen? Wäre es nicht besser, mich nach einer vortheilhaften Heirath umzusehen, die mir aus all' dieser Noth hülfe?“ Der Vater billigte vollkommen diesen Vorschlag seines Sohnes, worauf dieser ihn bat, um die Tochter jenes vornehmen Mauren für ihn zu werben. Als aber der Vater dies vernahm, verwunderte er sich höchlich, und konnte seinem Sohne nicht verbergen,

daß, nach seiner Meinung, selbst dem Ärmsten die Lust vergehen müsse, um dieses Mädchen zu freien, wenn er sie kennen gelernt hätte. Trotz dem beharrte der Sohn auf seiner Bitte, und drang so lange in den Vater, bis dieser endlich, obschon mit großem Widerwillen, sie gewährte. Er begab sich daher zu dem Vater des Mädchens, der ein sehr guter Freund von ihm war, und trug ihm den Entschluß seines Sohnes vor, wie dieser es wagen wolle, dessen Tochter zu heirathen, und daß er für ihn um sie freie. Als der gute Mann dieses von seinem Freunde vernahm, entgegnete er: „Bei Gott, lieber Freund, wenn ich Eure Werbung annähme, so würde ich als ein falscher Freund gegen Euch handeln; denn Ihr habt einen sehr wackern Sohn, und ich würde eine große Übelthat begehen, wenn ich zu seinem Unglücke oder gar zu seinem Tode meine Einwilligung gäbe, da ich überzeugt bin, daß, wenn er meine Tochter heirathet, er den Tod davon haben, oder ihn wenigstens dem Leben mit ihr vorziehen werde. Glaubt aber ja nicht, daß ich also zu Euch spreche, weil ich etwa Euren Wunsch nicht erfüllen will; denn wenn Euer Sohn sie durchaus haben wollte, so würde ich sie ihm, so wie jedem Andern, mit Freuden geben, um sie nur los zu werden.“ Als daher der Andere dennoch nicht von seiner Werbung abstand, willigte er mit Freuden ein.

Bald darauf wurde die Hochzeit gefeiert, und die Braut nach der Behausung des Bräutigams geführt. Nun ist es aber Sitte bei den Mauren, daß man die Neuvermählten, nachdem man ihnen das Nachtesten zubereitet und aufgetragen hat, bis zum Anbruche des nächsten Tages allein in dem Hause läßt. So geschah es auch diesmal; aber die Eltern und Verwandten der Brautleute waren in

großer Angst, daß sie den andern Morgen den Bräutigam todt oder doch sehr übel zugerichtet finden würden.

Als die Brautleute sich nun allein im Hause befanden, setzten sie sich zu Tische; bevor jedoch die Braut noch ein Wort gesprochen hatte, sah sich der Bräutigam ringsum, und als er einen seiner Hahnhunde erblickte, rief er ihm ganz barsch zu: „Heda, Rüde, bring Wasser zum Händewaschen!“ Der Hund konnte natürlich diesem Befehle nicht gehorchen. Da stellte er sich erzürnt, und wiederholte noch barscher seinen Befehl, dem der Hund abermals nicht gehorchte. Wie außer sich vor Zorn springt er nun auf, zieht sein Schwert und haut nach dem Hunde. Der Hund nimmt Reißaus, er hinter ihm drein, und so geht es über Tisch und Bett und durchs Feuer, bis er ihn endlich erreicht und in kleine Stücke zerhaut, so daß alles ringsumher vom Blute desselben besudelt wird. Noch ganz in Wuth und voll Blut setzte er sich wieder zu Tische; da ersah er ein Schooßhündchen, und rief ihm denselben Befehl zu, natürlich abermals mit demselben Erfolge. „Ei, du treuloser Schelm!“ schrie er nun, „sahst du nicht, wie ich mit dem Hahnhunde verfuhr, weil er meinem Befehle nicht gehorchte? Ich gebe dir mein Wort, daß, wenn du noch eine Minute länger widerspenstig bist, ich eben so mit dir verfahren werde.“ Und als das Hündchen nicht that, wie er sagte, ergriff er es bei den Beinen und warf es an die Wand, so daß es in hundert Stücke zerschellte, wobei er sich noch wüthender geberdete, als das erste Mal. Darauf setzte er sich abermals zu Tische und blickte wieder mit dem Ausdrücke des heftigsten Zornes um sich. Die Braut, die dieses Alles mit ansehen mußte, hielt ihn für verrückt; wagte aber nicht zu sprechen. Da ersieht er sein Pferd, es



war das einzige, das er hatte; auch diesem befahl er nun, ihm Wasser auf die Hände zu gießen, und als es ebenfalls nicht gehorchte, rief er ihm zu: „Du denkst wol, hochmüthiges Thier, weil ich kein anderes Pferd habe, als dich, ungestraft meinen Befehlen trotzen zu dürfen? aber ich schwöre dir, du sollst eines eben so elenden Todes sterben, wie die andern; denn es gibt kein lebendiges Wesen unter der Sonne, mit dem ich nicht eben so verführe, wenn es sich meinen Befehlen widersetzen wollte.“ — Trotz dem rührte sich das Pferd nicht von der Stelle. Da fiel er über dasselbe her, hieb ihm den Kopf ab und zerhackte es in kleine Theile, wobei er sich wie außer sich vor Wuth stellte. Als die Braut nun sah, daß er in der That sein einziges Pferd erschlug, und seine Drohworte vernahm, zweifelte sie nicht länger, daß es ihm voller Ernst damit sei, und zitternd vor Angst, wußte sie kaum mehr, ob sie selbst noch lebe. Er aber setzte sich noch wüthender und blutiger, als vorher, wieder zu Tische, und wiederholte unter den fürchterlichsten Flüchen und Schwüren, daß, wenn er noch tausend Pferde, oder Diener, oder Weiber hätte, und sie thäten nicht augenblicklich, was er befehle, er mit allen auf gleiche Weise verfahren würde. Uebermals sieht er sich ringsum, das blutige Schwert vor sich auf dem Schooße, und da er außer seinem Weibe kein lebendiges Wesen mehr entdecken kann, heftet er die zornsprühenden Augen auf sie, erfaßt drohend das Schwert und herrscht ihr trotzig zu: „Hurtig, hole mir Wasser zum Händewaschen!“ — Sie, den sichern Tod vor Augen, sprang alsogleich auf und goß ihm Wasser auf die Hände. Er aber sagte nun zu ihr: „Gott sei gelobt, daß du als gleich thatest, wie ich dir befahl; denn sonst wäre es dir fürwahr nicht besser er-

gangen, wie jenen Trozköpfen, die mich so in Wuth versetzt haben!“ Darauf befahl er ihr, ihm das Essen zu reichen, und sie beeilte sich, es zu thun; denn seine Stimme klang ihr so fürchterlich in den Ohren, daß ihr der Kopf zu wackeln schien. Und so vollzog sie nun jeden seiner Befehle, ohne ein Wort zu erwiedern. Endlich befahl er ihr, als es zu tagen begann, aufzustehen, das Frühstück zu bereiten und Sorge zu tragen, daß er in seiner Ruhe nicht gestört werde, da er des vielen Ärgers wegen schlecht geschlafen habe.

Es war schon hoch am Morgen, als die Eltern und Verwandten an der Schwelle des Hauses sich einfanden, und als sie Niemand sprechen hörten, hielten sie den Bräutigam für todt oder schwer verwundet. Noch mehr wurden sie in ihrer Angst bestärkt, als sie nur die Braut und nicht auch den Bräutigam erblicken konnten. Als jene aber sie gewahr wurde, näherte sie sich leise dem Thore und sprach zitternd vor Furcht: „Unsinnige, was beginnt Ihr! Wie könnt Ihr Euch erühnen, Euch an dieser Schwelle zu versammeln und zu schwätzen? Schweigt, wenn Ihr nicht Alle nebst mir des blassen Todes sein wollt!“ — Anfangs erstaunten sie sehr über diese Rede; als sie aber erfuhren, wie die Brautleute die Nacht zusammen zugebracht hätten, priesen sie höchlich den jungen Mann, der sich also die Herrschaft in seinem Hause zu erringen gewußt habe. Von dieser Stunde an war seine Frau das nachgiebigste Weib von der Welt, und sie führten zusammen das glücklichste Leben.

Einige Tage darnach ließ es sich der Schwiegervater dieses jungen Ehemannes beifallen, das Beispiel seines Schwiegersohnes nachahmen zu wollen, stellte sich gewal-

tig ungeberdig und erschlug auch sein einziges Pferd; aber seine Gehälftte erwiederte ihm ganz gelassen: „Schade wahrhaftig, mein Herr Niemand, daß Ihr nur etwas zu spät darauf verfallen seid, denn wir kennen uns hinlänglich!“ —

Gleich anfangs zeig' man sich im Haus als Mann,  
Sonnst will man's erst, wenn man es nicht mehr kann!

---

Dieser ergötzliche Schwank steht im fünfundvierzigsten Kapitel des merkwürdigen und äußerst seltenen Historienbuches „El Conde Lucanor“ von dem Infanten Don Juan Manuel, einem Nachkommen Ferdinand's III. des Heiligen, von Kastilien (st. 1347).

Aber abgesehen von der heilsamen Lehre dieses Schwankes, die angehende Ehemänner wohl beherzigen mögen, wenn sie der Aufnahme in die weitverbreitete Simonsbruderschaft entgehen wollen, ist er auch durch die vielen und mitunter so berühmt gewordenen Nachbildungen merkwürdig. Er ist eine von den vielen Sagen, die durch ihre innere Wahrheit, auf die Beobachtung eines allgemeinen menschlichen, überall sich wiederfindenden Verhältnisses basirt, auch überall Eingang fanden, und durch örtliche und zeitliche Sitte modifizirt, durch den ganzen Orient und Okzident wanderten. Unser Prinz hat ihn unbezweifelt einer arabischen Quelle nacherzählt; im Persischen finden wir ihn in der „Geschichte von der Raze“ (Kissch-Khun, der persische Erzähler; Berlin, 1829, aus den „Sketches of Persia“). Ihr Inhalt ist kürzlich folgender:

„Sadik erwirbt sich durch persönliche Vorzüge Husseini, die stolze Tochter des Nabobs. Nach dem Herkom:

men bei so ungleichen Heirathen war er nicht viel Besseres, als ihr Sklave. Seine Freunde bedauerten sein Schicksal, nur ein kleines Männchen, das ganz und gar unter dem Pantoffel stand, freute sich, einen Andern in gleicher Lage zu sehen. Mit heimtückischer Freude wünschte er ihm Glück zu seiner Vermählung. Sadik nimmt den Glückwunsch an und versichert, sich wirklich höchst glücklich zu fühlen. Als dies der Kleine bezweifelt, erzählt er ihm, wie er es nach der Hochzeit mit seiner Frau gehalten habe: „Ich ging mit dem Schwert an der Seite in das Gemach Hussaini's, die mich in einer würdevollen Stellung empfing. Als ich hervortrat, kam eine schöne Kaze, offenbar ein großer Liebling, knurrend mir entgegen. Ich zog gelassen mein Schwert, schlug ihr den Kopf ab, und diesen in die eine Hand, den Körper in die andere nehmend, warf ich beides zum Fenster hinaus. Dann wandte ich mich ganz unbefangen zu der Frau, welche etwas beunruhigt schien, jedoch nicht die geringste Bemerkung machte, sondern sich bis auf den heutigen Tag als eine sehr gütige und nachgiebige Frau erwies.“ — Das Männlein läßt sich dies zur Lehre dienen und beschließt, bei seiner Kantippe ein Gleiches zu versuchen. Wirklich tödtet er auch ihre Lieblingskaze, wird aber, da er die getrennten Stücke vom Boden aufnehmen will, durch eine derbe Ohrfeige von der Hand seiner entrüsteten Ehefrau niedergeworfen. Späterhin erfuhr diese, wessen Beispiel der arme Kleine hatte nachahmen wollen. „Da,“ sagte sie, ihm noch eine Ohrfeige gebend, „du jämmerlicher Geselle! Du hättest die Kaze am Hochzeitstage tödten sollen.“ —

Frühzeitig ging diese Sage in das Abendland über und wurde auf die mannigfachste Weise zuerst als Novelle, dann dramatisch bearbeitet. Die nordfranzösischen Fables sind auch hier wahrscheinlich die ersten Vermittler zwischen Morgen- und Abendland geworden; denn offenbar liegt derselbe Stoff dem Fabliau: «De la male Dame, alias: de la dame qui fu escoillée» (Barbazan, Fabliaux et Contes; Paris, 1808) zu Grunde. Der französischen Bearbeitung schließt sich die altdeutsche Erzählung: „vom Zornbraten.“ Aber am berühmtesten wurde dieser Schwank durch die dramatischen Bearbeitungen. So ist er die Quelle von Hans Sachsens Fastnachtsspiel: „Der böse Rauch“ von Beaumont's und Fletcher's «Rule a wife and have a wife;» von dem altenglischen Schauspiele: «Taming of a Shrew,» das zunächst Shakespeare's „berühmter Widerbellerin“ zu Grunde liegt. Von der englischen Bühne ward dieser Gegenstand frühzeitig auf die deutsche verpflanzt. Aus den neuern Zeiten sind wol jedem Theaterbesucher Schröder's „Stille Wasser sind betrüglich“ und Holbein's „Liebe kann alles“ bekannt. So hat der lustige Einfall eines unbekanntem Morgenländers unsterblichen Ruhm durch den Genius des großen Britten erhalten, mit dessen Schlussworten auch wir, den glücklichen Ausgang der gewagten Kur bewundernd, und nicht ohne Sorge wegen eines Rückfalles, unserm kühnen Weiberbändiger zurufen:

«Tis a wonder, by your leave, she will be tamed so.»  
 (Ein Wunder doch, daß sie sich also bequemt!)

---

# G e d i c h t e .

V o n

Carlopagio, Joh. Langer, Dr. Rud. Puff,  
und J. N. Vogl.

---

Wenn's nicht augenblicklich zündet,  
Nennt es d'rum nicht, zürnend, schlecht:  
In der rechten Stimmung findet  
Manches Lied erst Mancher recht!

---

# Der Nebel.

(Ballade.)

---

Herr Kuenring und Herr Falkenstein,  
Zwei deutsche Ritter gut,  
Die mochten sich nimmer Freunde sein,  
Und haßten sich bis auf das Blut.

So fliehet der Geier nicht vor dem Har,  
Der Schwimmer nicht vor dem Hai,  
Wie sich einander so feindlich gar  
Stets flohen die grimmen Zwei.

Wie sonst auch der Eine des Andern Genosß  
Gewesen in alter Zeit,  
Jetzt ist einem Jeden fast fremd das Schloß  
Des Nachbars, seit sie im Streit.

Da reitet einmal Herr Kuenring,  
Auf die Falkenbairg reitet er aus,  
Doch als ihn das Dunkel des Wald's umfing,  
Da findet er nimmer heraus.



Denn mälig mit graulichen Fäden umspinnt  
 Der Nebel so Wald als Hain,  
 Herr K u e n r i n g irret, so gut als blind,  
 Durch die Schwaden hinaus und hinein.

Er irret dahin wol so manche Stund',  
 Am Zügel führt er sein Ross,  
 Da blinken mit Eins zu dem näch'tgen Grund  
 Die Lichter von einem Schloß.

Herr K u e n r i n g preiset sich glücklich sehr,  
 Erkennt aus dem webenden Grau  
 Das Schloß er auch nicht, was thut's iust mehr,  
 's ist Frieden ja rings im Gau.

Bereift seine Locken, der Mantel naß,  
 So tritt er hinein in den Saal;  
 Hilf Himmel, was wird doch so starr und blaß  
 Der Ritter mit einem Mal?

Vor sich da erblickt er den F a l k e n s t e i n ,  
 Seinen Augen trauet er kaum;  
 Doch minder verdußt nicht schaut dieser d'rein,  
 Ihm ist es, als wär's ein Traum.

„Vergebt, daß ein unwillkomm'ner Mann  
 „So einfällt zur Nacht euch in's Haus,  
 „Der dumme Nebel ist Schuld daran,  
 „Doch geh' ich stracks wieder hinaus.“

Herr F a l k e n s t e i n aber d'rauf, schnell gefaßt:  
 „Was habt ihr doch Eile so sehr?  
 „Der irre Jäger ist F a l k e n s t e i n's Gast,  
 „Für den ist ein Platz schon noch leer.““

Verlegen zu ihm sich der K u e n r i n g seht,  
Schmäht über den Nebel noch viel;  
Herr F a l k e n s t e i n aber sich recht ergötzt  
An des Zufalls launigtem Spiel.

Einen Becher schenkt er dem Gaste voll,  
»Nun sehet, wie's euch behagt,  
»Und was zwischen uns auch mag walten für Groll,  
»Er bleib' bis auf morgen vertagt.«

So sitzen wol bis in die tiefe Nacht  
G'enüber die Feinde sich dort,  
Den K u e n r i n g hat 'mal der Nebel gebracht,  
Und läßt ihn vor Morgens nicht fort. — —

Doch wie d'rauf des Morgens im Sonnenschein  
Der Nebel in Streifen zerfloß,  
Geleitet nun selber der F a l k e n s t e i n  
Den feindlichen Gast aus dem Schloß.

»Es hat's doch« — so ruft er da lächelnd aus,  
»Der Nebel so schlimm nicht gemeint,  
»Er bracht' einen F e i n d mir herein in's Haus,  
»Und sieh' da — mir scheidet ein F r e u n d!«

J. N. Vogl.

---

## Berrath und Treue.

(Ballade.)

„Leb' wohl, du vielgeliebte Maid!  
 „O sieh' hier meines Schildes Bläue,  
 „Die süßen Trost dir, Theure, beut!  
 „Dies heil'ge Blau verkündet Treue!“

„„Leb' wohl, du Heißgeliebter mein!  
 „„O blick' in meines Auges Bläue!  
 „„Es strahlt so hell und himmlisch rein;  
 „„Sein heilig Blau verkündet Treue!““

Fort zog er zum gelobten Land;  
 Schnell eilten hin des Jahres Tage;  
 Des Trauten Bild der Maid entschwand,  
 Und bald versiegten Thrän' und Klage.

Ein hoher Ritter trat zu ihr;  
 „O sieh' hier meines Schildes Bläue!  
 „Ich schwöre ew'ge Liebe dir!  
 „Dies heil'ge Blau verkündet Treue!“

„Du holder Ritter, ewig dein!  
 „O blick' in meines Auges Bläue!  
 „Es strahlt so hell und himmlischrein;  
 „Sein heilig Blau verkündet Treue!“

Der Tag der Hochzeit kam heran;  
 Auf stolzem, hochgebäumten Rosse  
 Stellt ein sich manch' ein Rittersmann  
 Zum Lanzenbrechen vor dem Schlosse.

Ein schwarzer Ritter auch erschien,  
 Des Schild ein nächtig Blau bedeckte,  
 Der auf den Sand hin, stark und kühn,  
 Die andern Kämpfer alle streckte.

Doch als die Braut des Kranzes Bier  
 Zum Dank dem Sieger wollte reichen,  
 Als niedersaufte sein Bisier,  
 Entfiel der Hand das Siegeszeichen.

„Du falsche Maid, erkennst du mich?  
 „Sieh' meines Schildes nächt'ge Bläue!  
 „Dies schwarze Blau gemahne dich:  
 „Im Tod' noch hielt ich dir die Treue!

„Als mich des Feindes Pfeil erreicht,  
 „In meiner letzten Lebensstunde,  
 „Erhob dein Bild vor mir sich leicht,  
 „Und ich vergaß der Todeswunde!

„Dein Auge, das mich frech betrog,  
„Soll nimmermehr ein Herz bethören!  
„Dein Mund, der schwörend mich belog,  
„Soll nimmer wieder Treue schwören!“

Stumm sank er hin nach diesem Wort;  
Die schöne Braut, sie mußte erbleichen,  
Und, tief erschüttert, trug man fort  
Die beiden reichgeschmückten Leichen.

Carlo pag o.

---

## Die Gemse.

---

Klippen auf, Klippen ab  
 Hüpf' an dem Felsengrab,  
 Bis dort dein Auge fand  
 Blümlein auf steiler Wand.

Ober dem Zirbelreis  
 Schimmert dir Edelweiß,  
 Ladet im Morgenschein  
 Speick dich zum Imbiß ein!

Bist wol so fink, so schlank,  
 Weil dir der Thau zum Trank?  
 Aber bespäh' die Bahn, —  
 Siehst nicht den Jägersmann?

Wie er mit sich'rem Rohr  
 Steigt durch's Geröll empor?  
 Wie unter'm grünen Hut  
 Spähet sein Aug' voll Blut?

Immerhin, springe zu,  
 Heut' bist wol sicher du!  
 Denn nicht von Waidmannslust  
 Pocht ihm so laut die Brust!

Siehst du die Sennerin?  
Wie sie, gleich dir, dahin  
Surtig hinunterspringt,  
Laut auf im Jubel singt?

Jeho umschlingt er sie;  
Sie frägt um den und die!  
Wenn sich die Liebe freut,  
Ist für den Tod nicht Zeit!

Dr. R. G. Puff.

---

---

## Die letzte Stunde des Dichters.

---

Der Dichter.

**G**eleert ist der Köcher, ausgesendet  
 Die Flammenpfeile all' — der Abend naht;  
 Ein reicher Gärtner, gießet er sein Füllhorn  
 Voll blüh'nder Rosen auf das Himmelsfeld,  
 Daß laue Weste und die zarten Sylphen —  
 Die luft'gen Himmelskinder — damit spielen,  
 Sich Kränze winden, festlich auszuschnücken  
 Das schöne, jugendliche Strahlenhaupt. —  
 Und sie, die holde Königin des Tages,  
 Taucht in die Fluten, badend ihre Glieder,  
 Sie stärkend für den künft'gen Tageslauf,  
 Und auszuruhen im krystall'nen Haus,  
 Süß eingelullt vom Chor der muntern Grillen,  
 Vom Sang' der Au', vom Lied der Nachtigall! — —

Es war eine Zeit, da stieg mit dem Abend  
 Die Muse vom Himmel zu mir hernieder,



Da klang das Lied der Philomele  
 In tiefer Brust voll Liebe wieder,  
 Und aus dem innersten Gemüthe  
 Begeisternd brach der Strom der Lieder! — —

Auszulöschen droht die Lampe,  
 Sterben will die Himmelsglut,  
 Tief verstimmt ist meine Leier,  
 Träger rinnt des Herzens Blut;  
 Und das Aug' ist hinaufgewandt  
 Zum Sternenhimmel — zum Vaterland!

(Er öffnet das Fenster.)

Es war ein Abend wie heute,  
 Als der Tod zwei Blümlein brach;  
 Es lagen zwei Kindlein und schliefen,  
 Sie schliefen und wurden nicht wach.

Am Bettlein stand die Mutter —  
 Längst war es kalt und leer —  
 Sie stand, und blickte — und blickte —  
 Und hatt' keine Thränen mehr!

Ein Wiegenlied singet sie leise  
 In ihrem unendlichen Schmerz,  
 Der bleiche Engel kommt wieder  
 Und bricht ihr das leidende Herz! — —

(Es klopft.)

Milder Strom der Abendlüfte,  
 Bringst du mir der Theuren Gruß? —

Schwebest du um mich, Elise,  
 Fühl' ich deinen Friedensfuß?  
 Einsam steh' ich, gleichwie im Thale  
 Steht der blätterlose Baum,  
 Ohne Unterlaß die Arme  
 Streck' ich aus im leeren Raum.  
 Heimgegangen sind die Herzen,  
 Die mich einst geliebt so heiß,  
 Und ich steh' im Kreis der Jugend  
 Alt und freudenlos — ein Greis!

(Es klopft wieder.)

Frühlingsblumen möcht' ich pflücken,  
 Will sie winden um mein Haupt,  
 Müde in den Sarg mich legen,  
 So umduftet, so umlaubt!  
 Freundlich wünscht' ich dann zu träumen,  
 Träumend einzugeh'n zur Ruh', —  
 Kinder — Gattin — schwebet nieder,  
 Drückt die matten Augen zu!

(Es klopft zum dritten Male.)

Wer kömmt wol heute noch? — Herein!

(Ein großer, hagerer Mann, schwarz gekleidet, im dunkeln Mantel  
 gehüllt, tritt ein.)

Der Fremde.

Werd' ich hier recht gegangen sein? —  
 Vergebt, ich suche einen Mann,  
 Der Lieder reimt und Verse dreheln kann;  
 Wenn ich hier störe, so verzeiht. —

## Der Dichter.

Es gab einst eine glückliche Zeit,  
 Wo Nachtigallen und tosende Wellen,  
 Flüsternde Weste, rieselnde Quellen,  
 Rauschende Wälder zu mir sprachen,  
 Heit're Lieder der Lieb' und Freude,  
 Ein wogender Strom, aus dem Busen mir brachen;  
 Der Kopf wird schwach, — die Hand wird schwer —  
 Auch hab' ich keine Muse mehr! — —

## Der Fremde.

Im heutigen Diarium  
 Beut dem verehrlichen Publikum  
 Ein vielgewandter Bersemann  
 Seine freundlichen Dienste an;  
 D'rauf zu reflektiren beliebt,  
 Wo's nur was zu singen gibt —  
 Kindtaufenlieder und Hochzeitskarmen  
 (Die schönsten Feste der Reichen und Armen),  
 Und all' dergleichen Uotria,  
 Zu billigen Preisen für fern und nah,  
 Und decket den Menschen der letzte Stein,  
 Will er noch sein freundlicher Redner sein;  
 Denn bleibt auch der Mund der Freunde stumm,  
 Spricht doch — das Epitaphium! —

## Der Dichter.

Mein werther Herr, Ihr seid am rechten Ort,  
 Doch glaubt mir auf mein ehrlich Wort,

Daß mir vor Gram das Herz zerbricht,  
 Vergeud' ich so das Himmelslicht.  
 Hat Euch beglückt des Herren Hand  
 Und standet Ihr nie am Unglücksrand,  
 Kennt Ihr nicht den Prometheusgeier,  
 Der, ohne Rast und ohne Feier,  
 Wie neu der Morgen wiederkehrt,  
 Am kummervollen Herzen zehrt;  
 Der niederdrückt den freien Geist —  
 Den Vampyr — den man Mangel heißt!

### Der Fremde.

Getrost, mein Sängersmann, dein Leid ist aus,  
 Ich öffne dir mein bescheidenes Haus,  
 Ich mache dich frei vom drückenden Band,  
 Und nehme dich mit in mein stilles Land.  
 Ich will ein edler Mäzen dir sein;  
 Doch zier' dein Gedicht einen Leichenstein,  
 D'runter nun ruht ein wackerer Mann,  
 Für den die Welt so gar nichts gethan! —  
 Ihm waren, wie dir, die Musen hold,  
 Darum entzog ihm die Erde ihr Gold.

### Der Dichter.

Wie manche stille Sangesblume  
 Auf meiner Freunde Grab erblüht;  
 Doch faßt mich jetzt ein kalter Schauer,  
 Und tiefes Weh' durchzuckt mein Gemüth;

Kein Wort der Weihe vermag ich zu sprechen,  
Und Herz und Auge droh'n zu brechen! — —

(Tiefe Stille, während der Fremde regungslos an der Seite steht und den Blick starr auf den Dichter richtet, welcher endlich mit leisen, immer höher begeisternden Worten beginnt:)

Hier liegt ein Mann begraben,  
Der manches Liedlein sang,  
Das gute Seelen freute  
Und tief zum Herzen drang.

Auf zu des Himmels Sternen  
Sah' er ohn' Unterlaß,  
Daher ist's wol gekommen,  
Daß ihn die Welt vergaß.

Daß auf der weiten Erde  
Ihm keine Freude blüht,  
Sein Glück er nur gefunden  
Im Traum und im Gemüth.

Der Gram hat ihn erzogen,  
Folgt seinem Pilgerlauf,  
Mit offenen Armen nehmen  
Ihn dort die Brüder auf.

Und weil er über'n Wolken  
Geliebt, gelebt allein,  
Wird er auch von den Menschen  
Gar bald vergessen sein! — —

## Der Fremde.

Dies Grabgedicht — fürwahr es ist gelungen —  
 Empfang' den Lohn, wofür du hast gesungen,  
 Reich' mir die Hand —

## Der Dichter.

Mir schauert's im Gebein  
 Wie eifge Nacht — ich fühle Grabesluft —  
 Du bist? — —

## Der Fremde.

Dein Freund, der dich von hinnen ruft.

## Der Dichter (ahnend).

Dies Epitaphium —

## Der Fremde.

Biert deinen Leichenstein.

## Der Dichter.

Die Sonne sinkt — von Oben winken mir  
 Die Theuren all' und senden ihren Gruß.

Der Fremde.

Du stehst am Ziel —

Der Dichter.

Wohlan, ich folge dir! —

Der Fremde.

Empfange, Sterblicher, den Friedensfuß! — —

Joh. Langer.

---

Der  
**U n b e k a n n t e .**

---

Humoristische Erzählung

von

Adolph Ritter von Eschabuschnigg.



Was oft in anspruchlosen Schwänken  
Die Hand des Dichters, scherzend, malt,  
Ist nur ein Spiegel, der das Leben,  
So toll sich's gibt, auch wiederstrahlt.

---

Der Schauplatz dieser Historie ist das Reichstädtchen Fröschlingen. Lesern, welche den Bach Krefelborn und den Busch Hüsterloch kennen, würde ich sagen, Fröschlingen liegt zwischen beiden; da ich jedoch diese Bekanntschaft nicht bei Allen voraussetzen darf, so ersuche ich, die Karte des schwäbischen Kreises gefälligst zur Hand zu nehmen und nachstehender Anleitung zu folgen. Wenn man mit dem Finger gerade die Mitte des Schwabenlandes auffucht, und sodann drei Grade nordwärts, drei ostwärts, zwei nach Süden und vier nach Westen mißt, hierauf noch einen nach Osten und endlich den letzten nach Süden vorschreitet, so steht man gerade vor den Thoren gedachter Stadt, deren hat sie nur zwei, und sie bilden somit beiläufig die dritte Dezimale der Thoren, deren sie sich erfreut.

Ein blauer Montag hatte Fröschlingens Honoratioren in der „Distel“ versammelt; ein altes Sprichwort schien sich an ihnen zu bestätigen: sie waren mit der frugalen Distelkost eben so zufrieden, als mit dem zwitterhaften Gebräue, das ihnen dort selbst gegen bare Bezahlung geschenkt wurde.

Im Küperzimmer hatten sie einen abonnierten Tisch, zu dem nur ein Ungemeiner Zutritt erhalten konnte, und

erfreuten sich allda fleischlicher Erquickung und der geflügelten Rede.

Am Ehrenplatze saß der Rathsherr Filze, ein bequemer, schwammiger Mann in den Bierzigen; die Freiheit, die sich sein Leichnam zum Dickhuhn herausnahm, ließ auf Wohlthätigkeit schließen. Ihm zur Seite lagerten die beiden genialsten Männer Fröschlingens, Magister Lämmlein, und der Schützenhauptmann Hans Ernst Hilderich.

Lämmlein war über die Jugendjahre hinaus und die Demuth im Herrn, nur am Pegasus sitzend, der, beiläufig gesagt, sein Steckenpferd war, erlaubte er sich je manchmal geringe Kapriolen. Seine Stirne war platt und eingedrückt, daß man ihr ansehen konnte, das Schicksal habe ihn davor geschlagen, seinen Flaus hatte die Zeit zu Schanden skandirt. Hans Ernst Hilderich hingegen trug durchaus etwas Gewaltiges, Eindrucksvolles an sich. Er hatte mit mehreren großen Männern überraschende Ähnlichkeit. Außerdem, daß er gleich den berühmtesten Leuten Athem schöpfte, aß und trank, schnupfte er wie Friedrich der Einzige aus der Westentasche, trug all' das Seine mit sich, wie Bias, stotterte wie Demosthenes, war fahl, wie der Sohn des deutschen Ludwig, einäugig, wie Ben Johnson, und klein, wie David.

Daneben saß der Apotheker, der nur deswegen so rübenroth aussah, weil er nur von seiner deutschen Küche aß; der Fleischhauer, der auf Mäßigkeit seiner Kunden sah, und der Distelwirth selbst, dessen Vorsorge man die Nüchternheit der Gäste zum größten Theile zuschreiben mußte.

Der Apotheker ereiferte sich gegen Homöopathie, weil die daraus entstehenden geringeren Krankheitspesen zu wenig vor dem Krankwerden abschrecken; Hilderich pries den Holofernes als den besten Feldmarschall aller Zeiten, und der Distelwirth verlor sich in sein Lieblingsthema von den Kometen. Unterdessen schnippte das Rathsglied auf seine goldene Dose und sprach von der Politika, Lämmlein seufzte, und der Schlächter deutete den Traum Josephs.

Gesammte Gesellschaft bestand aus guten Patrioten; bald drehte sich das Gespräch um das schnellste und sicherste Mittel, Fröschingen berühmt zu machen. Der Fleischer bestand darauf, eine sechs hundert Ellen lange Wurst führe am zuverlässigsten zum Ziele; der Stotzternde schlug ein kolossales Standbild des Wappenfrosches für den Fröschlinger Ring vor; der Distelwirth aber wollte den nächsten Kometen beim Schwanz ergriffen wissen, und der Apotheker berief sich auf sein neuestes Präparat der Asa foetida. Herr Filze schnitt verschmißte Gesichter, und der Magister wollte Fröschingen zur deutschen Musenstadt erhoben wissen.

„Würdigste!“ begann er mit dem erhebenden Bewußtsein, den hüpfenden Punkt getroffen zu haben, „nicht umsonst habe ich meine Nächte schlaflos zugebracht, und den Aufschwung kühnster Denker hinter mir gelassen; ich habe das einzige, sicherste Mittel entdeckt, eine neue poetische Schule aus Fröschingen hervorgehen zu machen, ich habe den Sonnenpunkt der Romantik, das feinste Geheimniß, die wichtigste Verbesserung des Stiles entdeckt. Nicht wahr, meine Geehrtesten, bisher las man wol Historien, in der dritten oder auch in der ersten Person ge-

schrieben, als zum Beispiel: „Der alte Graf stampfte mit den Füßen,“ oder: „Ich war eine arme Waise,“ u. dgl.; ich und meine Jünger werden uns der zweiten Person bedienen: was sagen Sie dazu, meine Unschätzbaren, wenn der erste Fröschlinger Roman die Presse verlassen wird und beginnen, wie folgt: „Auf dem Lago maggiore perleten die letzten Strahlen eines Maitages, in Abendroth sich auflösend; ... die drei borromäischen Schwestern sandten sich gute Nacht!... Da flog eine Barke dem Ufer von Laveno zu, aus der Barke sprang ein hageres Männlein mit abgelebter Nase, und dieses Jüngelchen warst — du; du hattest als fahrender Ritter dein Glück hier und dort gesucht, ohne es zu finden und zu verdienen, dein letzter Plan ging auf eine vortheilhafte Heirath u. s. w. u. s. w.“

Der Fleischer vergaß den Mund zusammenzuknacken, dem Apotheker quoll der Bissen zwischen den Zähnen und der Rathsherr schwenkte glühend die Golddose.

Da trat ein langer Mann, mit einem Höcker im Genicke, im schäbigen, fahengrauen Röcklein in die Schenkstube, warf ein leichtes Ränzgel auf die Ofenbank, wischte die grüne Hornbrille, setzte sie sodann wieder sorgfältig auf die dicke, gespaltene Nase, und wollte mit demüthigem Bücklinge am Tische der Auserwählten Platz nehmen. Den Distelwirth ausgenommen, sprangen Alle von den Sizen, und die vereinte Stimme des Volkes verwies den ungebetenen, ärmlichen Gast aus seiner Mitte. Der Wirth, der sich zweifelhaft in der doppelten Rolle als Weinverschleißer und Kränzchenglied fühlte, schlug sich endlich in's Mittel, setzte dem Fremden aus einander, wie am Ehrentische eine geschlossene Gesellschaft sei, stellte ihm einen Kerzen-

stumpf auf den Eckisch und fragte ganz trocken um allfälliges Begehren.

„Dermalen nur ein Seidelchen Molkenbier, ein Schnittlein Brot mit etwas Lauch, so es euch beliebt,“ erwiderte der Fremde, und nahm zufrieden am Kagentischlein Platz. Kaum hatte der Distelwirth den bescheidenen Appetit des neuen Gastes vernommen, als er für gut fand, seinen Ton hinaufzustimmen und, nachdem er der Tochter nachlässig die Befriedigung des Fremden aufgetragen hatte, wieder bei seinen Kollegen Platz nahm, und sich nicht weiter um den Anspruchlosen bekümmerte.

Der schmunzelte unterdessen unverdrossen unter der grünen Brille hervor, und streichelte den dünnen Stutzbart, der ihm in langen, schütterten Borsten um den Mund wuchs, während er listig auf die vornehme Fröschlinger Gesellschaft hinüberblinzelte. Die verlangte Mahlzeit erschien, er führte sorgfältig jedes Bröslein Brot der vom Himmel eingesehten Bestimmung zu, schnopperte leckermäulig am Knoblauchwuchse und schleckte vorsichtig an der Biermolke.

Unterdessen raschelte es heimlich in der Ecke und ein leises Nagen ließ sich im Wandgetäfel vernehmen. Der Fremde rieb sich vergnügt die dürren Hände und wendete sich lüstern zur Wirthstochter.

„So ich mich nicht täusche, hör' ich eben den Rattenzahn des Gevatters, — habt ihr viel des lieben Gethiers in eurem Hause?“

Barbara, die das Ausbleiben des geliebten Seifensieders heute spröde und unwirsch gemacht hatte, schnurrte den Buckeligen unwillig an.

„Ich meine Ratten und Mäuslein, Mamsell, — liebe, kleine Kreaturen.“

„Herr, wollt ihr mich hänseln, und das Haus meines Vaters in böse Nachrede bringen! — Ich halt' auf Ordnung, und läßt sich wo ein Schwänzlein blicken, gleich muß der alte Muß daran.““

„Ihr seid eine fluge Mamsell, ihr könntet, traun, zu jeder Stunde das Kapitolium vor dem Überfall der Gallier retten.“

Der Alte sicherte, Barbara hatte seine Rede nicht beachtet und rief den Hauskater in die Stube, und wollte ihn in die Ecke setzen. Der aber hatte kaum den Alten gesehen, als er einen gewaltigen Buckel schnitt und fnurrend und mißtrauisch um dessen Sitz zu schleichen begann. Auch den Alten schien die Laune verlassen zu haben, er zog mißmuthig die dürren Füße ein, sein Kopf schien sich unter dem Höcker verstecken zu wollen, und der Schnauzbart sträubte sich mißgünstig. Dabei maß auch er seinen Gegner, und die grünen Brillengläser funkelten heller, als die Äuglein des Katers.

Plötzlich schien er sich zu besinnen, zog etwas aus seinem Käuzel, lockte damit unbemerkt das mißtrauische Thier an sich, drückte einen Augenblick den Schwanz des Katers vorsichtig mit seiner zweiten Hand, in der vorher etwas wie eine feine Nadel glitzerte, und rieb gleich darauf höchst befriedigt die leeren Hände, während der Kater mit lautem Spinnen über Tische und Bänke sprang und, als der Alte aufstand und mit süßem Schmeicheln das Goldkäzchen an sich locken wollte, wie rasend, mit gebäumtem Schwanz durch den Kamin entsprang.

Unterdessen kamen nach einander noch mehre Fröschlinger Honoratioren, auch andere Gäste, die nach Be liebten Platz nahmen.

Die Gentlemen bekümmerten sich mit vornehmer Gleichgiltigkeit wenig um die übrigen. Der Kahle las bereits eine Weile sorgfältig in der aus der Hauptstadt erhaltenen Zeitung, und theilte seinen Gefährten eben die Neuigkeit mit, daß der Prinz als unscheinender Fußreisender in wechselnder Vermummung das Land bereise, und daß man auch in der Hauptstadt erst nach der Abreise seine Gegenwart erfahren habe. Da wurde er plötzlich nachdenklich, starrte einen Augenblick vor sich hin, und rief sodann mit mühsam unterdrückter Stimme aus: „Er ist's, er ist's, es bleibt kein Zweifel übrig, — er ist's!“

„Wer, — was, — wo?“ waren die erstaunten Aus rufungen der Kumpane, die verblüfft einander angafften, die Nase in das Blatt steckten und den geheimnißvollen Artikel nach allen Seiten erwogen. „Seht nun einmal wie der, daß Hans Ernst Hilderich mit einem Auge mehr sieht, als ihr mit euren beiden. Die vermummte Gestalt dort im grauen Flause ist der Prinz; — falscher Höcker, getünchte Haare, angefekter Bart — natürlich, und unter dieser Hülle will der engelschöne Prinz Fröschlingens Besinnung und Scharfsinn erforschen.“

Alle Blicke starrten auf den Grauen, der harmlos am Tischbrette trommelte.

„Er ist's!“ lispelte der Apotheker, und schob sich den Rockfragen zurecht, „seht nur den vornehmen Anstand,“ und der Schlächter: „Aus dem unscheinenden Känzel flimmert etwas, unstreitig die goldgestickte Uniform, oder



einige Duzend Ordensbänder, Tausende — Hunderttausende — Millionen im Preise.“

„Die grüne Brille gibt den Ausschlag,“ bemerkte leise der Apotheker, und der Wirth schlug sich selbst wegen seiner früheren Unart an den Distelkopf, und der Rathsherr, der der größte gewesen war, saß nun rathlos da.

„Jetzt ist der Zeitpunkt da, unsere Stadt berühmt zu machen,“ belehrte der Stotterer, „Vorrechte, Privilegien, Alles erwartet uns, so wir die Gelegenheit am Schopf erfassen.“

„Ich mache einen Fußfall,“ entschied der Poet, „und bitte um einen Freibrief gegen den Nachdruck.“

„Leise, leise,“ verwies Hans Ernst, „lasset uns in den Schwanz der hohen Person eingehen und uns fluger Weise Pfeifen im Röhricht schneiden. Ihr, Filze, begrüßt den erhabenen Gast als unbekanntem Fremden; seid artig und unterwürfig, verrathet aber ja nicht, daß meine Nase den Braten gerochen; wir ziehen ihn an unsern Tisch, die Beche sei frei, und haben wir ihn erst warm gemacht, so wählt er Fröschligen dereinst wol gar zur Residenz.“

Der Schwammige hüftelte, und der Angstschweiß schritt über die Ufer, gleichwol zog er die Handkrausen vor und schnitt bald darauf tiefste Bücklinge gegen den Grauling und begann in süßester Stimme:

„Wäre es Denenselben nicht vielleicht beliebig, unsern schlechten Fisch mit Dero beglückender Gegenwart zu verherrlichen?“

Der Buckelige zog auch seinerseits einen Krachfuß, und meinte, er taue wol nicht in so vornehme, auserlesene Gesellschaft.

Der Distelkopf trat nun vor und sprach von der Ehre, die seinem geringen Hause widerfahren sei, und deutete unterthänigst auf den Ohrstuhl.

Der Fremde blinzelte schmunzelnd mit den kleinen Äuglein: „Ehre, meine sehr Verehrten!? — Sollte die Unwesenheit eines schlichten Wandersmannes Ihrem geschätzten Hause derlei zuwenden können? Sie sind zu gütig, meine Herren!“

„Schlichten Wandersmannes — zu gütig —“ schluchzte der Magister in begeisterter Überschwänglichkeit, „himmlische Bescheidenheit, Sereniss — Dieselben, wollt' ich sagen —“

„Ich möchte die Herren durchaus nicht belästigen; Sie sagten selbst, es sei geschlossene Gesellschaft.“

„In der Einfalt unseres Geistes, zu dienen,“ fiel Hans Ernst ein, „setzen Hochdieselben unserem Kränzchen die Krone auf.“

„Belieben über Küche und Keller zu befehlen,“ fügte der Wirth bei.

„Schönen Dank, habe jedoch mein Abendbrot bereits verspeiset.“

„Brot und Lauch und das elende Seichtbier, gerechter Himmel! Barbara, du dumme Dirne! Ach kommen Sie, kommen Sie, es soll alsobald anders werden; bringe Knackwürstlein und Hammelkeule, morde die Gluckhenne, und schneide dem krähenden Sultan die Kehle durch, oder belieben Dieselben Turteltaublein, Pastetchen und Suppfugel?“

„Bemühen Sie sich durchaus nicht, edler Bewirther,“ versetzte schnuppernd der Graue, „maßen Dero Liberalität schlechte Rechnung bei meiner Wenigkeit finden würde,

und die Kreide bei weitem mehr zu thun kriegte, als das Säckel.“

„O, daß ich Dero vortrefflichen Namen auf's elende Kerbholz anmerken könnte mit Hunderten — mit Tausenden!“

„Gib's!“ flüsterte das Rathsglied, „der Senat reicht offen Tafel auf meine Verantwortung. Wirth, auf die Schüsseln, was gut und theuer ist! Siedet, kocht und bratet, rupfet, schuppst und häret, was Federn, Borste und Schuppe trägt, und springt zur Dorothea, sie soll den geschoppten Truthahn am letzten Loche pfeifen lassen, den lege ich aus Eigenem bei.“

„Und ich köstlichen Malaga, edles Gewächs,“ fiel der patriotische Apotheker ein, „sagt dem Jungen, er möchte von dem letzten geben, er versteht mich schon, und eingemachte Früchte dazu. Und unsere Weiber könnten zum Nachtisch kommen und die Namsellen zumal.“

Unterdessen hatten sie den Gefeierten in den Ohrstuhl bugfirt; er mochte einwenden, was er wollte, man applizirte demüthigst Gewalt. Als er durchaus ihre Absicht nicht verstehen wollte, spielte der Rathsherr schalkhaft mit dem Zeitungsblatte, Serenissimus warf einen Blick hinein, lächelte zweifelhaft, die Fröschlinger schlau. Endlich machte er noch den letzten Versuch, und gab zu verstehen, daß er der Bewußte nicht sei.

Die Fröschlinger lächelten in der fleischlichen Sicherheit ihres Herzens; „und wer wollten denn Dieselben heute sein?“ fiel spitzfindig der Apotheker ein.

Einen Augenblick schien sich der große Unbekannte zu besinnen: „Nicht mehr und nicht weniger, als — ein Rattenfänger.“

„Englische Laune, — köstlichstes Infognito, — erhabenster Rattenfänger!“ stammelten die Väter von Fröschlingen durch einander. Da trug Distelbettchen die duftige Brühe herbei, und Ehrengottfried goß edelstes Gewächs in die goldberandeten Gläser. Der Buckelige unterlag und lächelte zufrieden und vornehm. Die Fröschlinger hatten gesiegt. Der Tisch bog sich unter willkommener Last, Barbara hatte schonungslos alle Vorrathskammern geplündert, der Vater spitzte doppelte Kreide, und des Senators Truthahn, aus der Blüte des Daseins gerissen, schmückte eben zur Lust und zum Stolze Fröschlingens die Tafel.

Serenissimus lächelte vergnügt und verschmähte weder Speise noch Trank, die edlen Bürger schwelgten in Wonne und Seligkeit; und als nun des Apothekers Sipurpertrakt in Spitzgläschen präsentiert wurde, hielten es die Väter des Vaterlandes an der Zeit, an das Wohl gemeiner Stadt zu denken.

Der Einäugige bewarb sich um Verwendung wegen der Statue, der Schlächter bat sich die Gevatterschaft für die Meisterwurst aus, der Distelwirth suchte um den Verhaftsbefehl gegen den Schwanzstern an, und der Dichter um ein Patent auf neue Romantik und um das allerhöchste Auspizium für seinen „Vormittag und Nachmittag aus dem Leben eines Dichters.“

Serenissimus ließ sich sehr gelehrt über die verschiedenen Arten der Frösche heraus, meinte, die Prachtwurst sollte man die „treue Molln“ nennen, stilisirte bereits den Steckbrief, und nahm die Widmung in Huld und Gnade an.

Seliges Lächeln verklärte jedes Angesicht, und der Jubel der Fröschlinger kannte kein Grenzen mehr. Man

trank die Gesundheit des großen Unbekannten immer von Neuem, dem Wirthe flirrten alle Sterne durch den Kopf, er schnappte je manchmal in die Luft, als sollte er den gefährlichen Flüchtling eben erhaschen, der Poet brütete über einem Trinkspruche, und der Schützenhauptmann blies sich auf, wie der Standfrosch.

Da erschienen Fröschlings Frauen und Jungfrauen. Der brokatne, großgeblumte Ehrenrock, das glänzende, bunte Filetkleid schmückte den Leib der Matrone, Fähnlein von allen Farben und Zuschnitten flatterten anlockend um die schlanke Taille der Mamsellen.

Diese Dame mit dem rosarothem, radschlagenden Fächer schleifte den zierlichen Gruss aus der Menuette à la reine, jene mit dem mächtigen Blumenstrausse aus Basilikum und Gamander knixte tief, wie ein Ziehbrunnen, jenes Fräulein mit dem Kupfergesichte lächelte breit und verlegen, und dieses von Bleichsucht gequälte warf schmachtende Blicke.

Der Prinz schnitt zierliche Bücklinge. Jene bewunderte seine Leutseligkeit, diese seinen vornehmen Anstand; Susanne pries den heldenhaften Stutzbart, Gervasia den süßen Liegeblick. Er nahm eine Prise aus dem Döschen der Handelsfrau, räusperte sich gegen den blassen Engel, kneipte Kupferröslein in die Backen, und präsentirte der Fächerfrau einen geretteten Hahnenkopf. Alle waren begeistert.

Da rasselte draußen ein Wagen heran, die Pferde wieherten, Diener sprangen ab. „Ach, Dero Reisekutsche!“ ächzte der Kahlkopf. Der Prinz ließ das erhobene Glas sinken, der Abschied von so lieber Gesellschaft mochte ihm nahe gehen.

Bordirte Bediente stürzten herein, stolz blickten die edlen Fröschlinger auf die Dienerschaft ihres Gönners. Die sah sich im Zimmer um, und schien Jemanden zu suchen, Hans Ernst Hilderich schritt zuverlässig vor: „Hier, meine Guten, ist, den ihr sucht.“ Er wies stolz auf den hohen Gast. Die Bedienten blickten lachend in das Rathengesicht.

Aus vergessener Zimmerecke trat ein hoher, junger Mann hervor, sein Gewand war das eines Fußreisenden, aber sein freundlich lächelndes Antlitz trug den Stempel erlauchter Geburt, und die Diener neigten sich tief und ehrerbietig. Er aber fragte leutselig: „Habt ihr den Grafen gefunden?“

„Ja, Euer Durchlaucht! In wenigen Minuten wird seine Chaise anfahren.“

Die Fröschlinger starrten auf die zweite Durchlaucht, wie Loth's Weib, nachdem sie zur Salzsäule verwandelt war.

„Ja, meine edle Herren und Gönner,“ begann der Entthronte mit furchtsamer Stimme, und jeder Bissen, den er genossen, regte sich vorwurfsvoll, wie der Sodomapfel, in seinem Magen, „ja, ja, meine edlen Herren und Gönner! wahrlich, ich sage Euch, dieser hier ist der Durchlauchtigste, ich mindestens bin es gewiß nicht.“

„Und wer bist denn du?“ freischte der Rathsherr den Niedergeschlagenen an.

„Ach, ich habe es Euch ja ehrlich gesagt, — ich bin der Rattenfänger Simon Judas Wilke aus Uri im Schweizerlande.“

Sprach's, und sank vor dem Prinzen auf die Knie: „Laßt mir Gnade widerfahren, durchlauchtigster Herr!

Ich habe es den Ehrenfesten ja zehnmal gesagt, daß ich nichts als ein armer Vagabund bin.“

„Du bist schuldlos, ehrlicher Simon Judas!“ entgegnete lächelnd der Prinz, „kannst auf dem Bocksiße Uns begleiten, so dir die ehrsame Stadt nicht fürder mit deiner Gegenwart zu beehren beliebt. Ihr aber, ehrliche Fröschlinger, gehabt euch wohl, und so euch der alte Sultan nicht mehr aufkräht und der Nasezapfen des Trutbahns vor dem Gesichte der Bürgermeisterin nicht wieder anschwillt, so gedenkt des Prinzen und des Rattenfängers aus Uri!“

---

Die  
**Todtenvermählung.**

---

Romantische Erzählung

von

Prof. Rudolph Gustav Puff.



Das Herz sich brechen läßt die Liebe,  
Sich trennen läßt die Liebe nicht!

---

## I. Der Abschied.

**W**o dort oben über Wald und Matten  
Sich die Beste königlich erhebet,  
Mit der Warte zu den Sternen strebet,  
Lehnt der Minstrel in der Eiche Schatten.

Fest drückt er den Helm sich in die Stirne,  
Und zum Hort von seinem Lebensglücke  
Hebt er sehnend auf die feuchten Blicke,  
Auf zur stolzen Beste seiner Dirne.

Seine Finger nach gewohnter Weise  
Läßt er durch die zarten Silbersaiten  
Hin in flagenden Akkorden gleiten  
Zu dem Abschiedsliede, sanft und leise:

„Muß mein blondes Liebchen meiden,  
„Muß in's rauhe Kriegsgewirr,  
„Künde Harfe meine Leiden,  
„Künd' sie, Freundin, für und für.

„Keine Sünd' auf meinen Ahnen  
„Liege mir in Zukunft mehr!  
„Bis Erlösung sie gewannen,  
„Kämpf' ich im geweihten Heer.

\*

„Wüßte Laura, wie ich liebe  
 „Meine Laura! sie allein!  
 „Doch sie kennt nicht meine Triebe,  
 „Wird mich dem Vergessen weih'n.

„Steigt, vertraute Harfenklänge,  
 „Steigt zum Söller leis empor,  
 „Daß sich eure Klage dränge  
 „Sanft zu meines Liebchens Ohr.

„Sagt, der Säng' er sei gezogen  
 „Weit, wol weit vom Vaterland,  
 „Suche sich in Kampf und Wogen  
 „Frieden, den er nimmer fand.

„Sagt, was ich euch anvertrauet,  
 „Auch den Eichen, auch dem Bach!  
 „Singt, wenn sie vom Söller schauet,  
 „Es vielleicht das Echo nach.

„Könnt' ich sie noch einmal sehen,  
 „Meines Lebens Glanz und Licht!  
 „Fremd muß auch mein Lied verwehen,  
 „Meine Laura hört es nicht.“ —

„„Wenn nun Laura plötzlich vor Euch stehet?  
 „„Sie, die Ihr verehrt aus heil'gem Triebe,  
 „„Wenn sie Euch umfängt mit heißer Liebe?  
 „„Segnet, wenn Ihr hin zum Kampfe gehet?““

Auf der Jüngling fährt aus seinem Harne,  
 Laura steht, es zweifeln seine Blicke,  
 Dicht an ihm; voll nie empfund'nem Glücke  
 Schließt die Holde er in seine Arme.

Wie der Nebel flieht im Glanz der Sonne,  
 Weicht der Trübsinn fort, der ihn gequälet,  
 Wie die Luft sich mit der Glut vermählet,  
 Halten sie sich fest in sel'ger Wonne.

„Kämpfe, Theurer, wo die Wilden streiten,  
 „Wo die Gläubigen im Joche schmachten,  
 „Kämpfe muthig in dem Sturm der Schlachten,  
 „Meine Liebe wird dich treu begleiten.“ —

Und sie schmücket mit dem Eichenfranze  
 Ihn die Harfe, küsset heiß ihn wieder,  
 Und zum Kampf hin eilt der Sohn der Lieder,  
 Hochbegeistert, fort im Abendglanze.

---

## 2. Die Entführung.

Um Waldsee dort auf trockender Klippe  
 Ragt eine Burg durch's Buchengestrippe.

Sie brüstet stolz sich auf zu dem Himmel,  
 Es tobt in ihr wild' Freudengetümmel.

Ihr Ritter trägt ein felsigtes Herz,  
 Mit Unheil treibt er frevelnden Scherz.

Nach Laura strebt sein lüsterner Sinn,  
 Er warb um sie, verschmäht hat sie ihn.

Er naht mit frechen Gesellen, verflohen,  
 Von ihrem Schloß die Braut sich zu holen.

Auf steigt vom Dach roth flammender Schimmer;  
Die Knappen flieh'n; die Burg sinkt in Trümmer.

Aus der Kapell', die lodern schon fracht,  
Trägt Laura er, entführt sie bei Nacht.

Zu Schiff mit ihr, wol stürmet der See,  
Er bringt sie durch, zum Schloß in die Höh'. —

„Gefellen, auf, zum wolfigten Neste!  
„Bald ruf' ich euch zum bräutlichen Feste.

„Sie mag im Thurm sich besser besinnen,  
„Sonst mag der Hunger als Buhle sie minnen!“

---

### 3. Minstrel's Heimkehr.

Aus dem Land der Wunderthaten  
Kehrt der Minstrel stolz zurück;  
Liebe hat ihn hoch begeistert,  
Wo die Zither er gemeistert,  
Kam's wie heil'ge Glut von Oben:  
Heldenschwert und Lieder hatten  
Ihn vor Tausenden erhoben;  
Treu beschirmt ihn sein Geschick.

Freudig eilt zum Vaterlande  
Er mit liebeheißem Sinn,  
Schiff durch sturmempörte Seen,  
Eilt auf eisbedeckten Höhen

Dort, wo auf dem Alpenkranze  
 An des Stromes Silberbande  
 Ihre Burg im Abendglanze  
 Sich erhebet, hoffend hin.

Ha, ihm stockt der Puls des Lebens,  
 Und das Herz starret ihm zu Eis,  
 Bleich der Mond gießt seinen Schimmer  
 Hin auf brandgeschwärzte Trümmer.  
 Mit dem blanken Stahl in Händen  
 Eilt er vor; er ruft vergebens:  
 „Laura!“ in den öden Wänden,  
 „Laura!“ die er liebt so heiß.

„Gott der Welten! — sie entführet!  
 „Und du hattest keinen Blick?  
 „Mag das arme Herz auch brechen,  
 „Ist sie todt — ich muß sie rächen;  
 „Lebelang will ich sie suchen,  
 „Bis ihr Grab ich aufgespüret,  
 „Sonst mag Gott mich selbst verfluchen,  
 „Schleudern in der Hölle Siz!“

Klagend steigt der Sohn der Lieder  
 Nun herunter von der Höh',  
 Gürtet sich das Schwert, das scharfe,  
 Blicket weinend auf die Harfe,  
 Noch umhüllt von ihrem Kranze;  
 Sie, ach, sieht er nimmer wieder!  
 Trauernd kommt, im Sternenglanze,  
 Durch den Forst er hin zum See.

---

## 4. Der Jüngling und der See.

## Der Jüngling.

Was soll dein dumpfes Brausen,  
 Du nächtlich düst're Flut?  
 Du schlägst in rauher Wuth  
 Das Ufer, daß mit Grausen  
 Sich meine Seele füllt,  
 Sie, die vom Gram umhüllt,  
 Hebt bebend nun die Brust  
 In schaudervoller Lust.

## Der See.

Jahrtausend schon hüt' ich die Stelle,  
 Da regt sich die Liebe in mir;  
 Bin sonst ein gar stolzer Geselle,  
 Doch klag' ich mein Leiden nun dir.

Ein Ritter kam her zum Gestade,  
 Trug eine gar liebliche Braut,  
 Die folgte wol schauernd dem Pfade,  
 Und klagte und jammerte laut.

Sie weinte, daß Fels und Gestrippe  
 Von stöhnendem Klagton gehalten;  
 Er trug sie herab von der Klippe  
 Zum Schiffe mit roher Gewalt.

Es fielen der Jungfrau, der armen,  
 Drei hellweiße Bänder vom Haupt,  
 Ich haschte sie, schnell voll Erbarmen,  
 Mir haben's die Nixen geraubt.

Feucht waren die Augen der Schönen,  
 Oft klagte der seufzende Mund;  
 Es liegen als Perlen die Thränen  
 Hell glänzend nun tief auf dem Grund.

Mich faßte die Ummacht der Liebe,  
 Bin frostig sonst, fühllos und kalt,  
 Doch wol für den reinsten der Triebe  
 Noch lang' nicht zu stürmisch und alt.

Ich wollt' sie dem Buben entringen,  
 Mir kam auch zu Hilfe die Nacht,  
 Ich ließ meine Töchter umschlingen  
 Sein Schiffchen mit troziger Macht.

Er hielt sie mit nervigten Armen,  
 Unmöglich, daß sie sich entwand,  
 Schon faßt' ich voll Lieb' und Erbarmen  
 Sie zweimal mit rauschender Hand.

Da kam der Wind,  
 Ein schmeichelnder Geselle  
 Raß' er mit Wog' und Welle,  
 Beschwakte die Töchter mein,  
 LuUte zur Ruhe sie ein;  
 Wieget den Kahn  
 Hin auf der Bahn;  
 Das that der Wind.



Und gar geschwind,  
 Wie schwebende Zugvögel,  
 Trieb er rasch, durch's Segel,  
 Hin über die Flut das Schiff,  
 Troß dem Korallenriff;  
 Säufelte laut,  
 Küßte die Braut;  
 Das that der Wind.

Er ist ein Kind,  
 Das stets nur Laune fennet,  
 Nur sie Gebot stets nennet;  
 Nun aber zürn' ich ihm,  
 Haß' ihn voll wildem Grimm,  
 Und wenn er spricht,  
 So schweig' ich nicht,  
 Nicht vor dem Wind.

Drum brauf' ich jetzt an das Gestade,  
 Dort stand sie mit niedlichem Fuß;  
 Ich küsse nun jammernd die Pfade  
 Mit feuchtem, mit thränendem Ruß.

Und weil ich sie immer soll lieben,  
 Und fruchtlos die Klage mir hält,  
 So tob' ich am Ufer dort drüben  
 Mit stürmischer Bornesgewalt.

Siehst dort du die Thürme sich heben,  
 Hoch, wie auf der Alpe der Schnee?  
 Dort schwelgt er beim Saft der Reben;  
 Sie weint tief im Kerker ihr Weh.

Drum grab' ich mit kräftigen Händen  
 Dort emsig im felsigten Grund,  
 Und möchte die Klippe dort wenden,  
 Begraben das Raubschloß im Schlund.

### Der Jüngling.

Getrost! es naht die Rache  
 Gewiß und fürchterlich;  
 Sie naht für dich und mich,  
 Bald siegt die gute Sache.  
 Im raschen Adlerflug  
 Kommt meiner Freunde Zug;  
 Daß bald die Flamme braust,  
 Wo jetzt der Bube haust!

---

### 5. Die Drohung.

Schon naht der Abend im dämmernden Flor,  
 Da heben die Schiffe viel Ruder empor.  
 Es rauschen die Rähne  
 Wie wandernde Schwäne  
 Mit Segeln wie Schnee  
 Dahin durch den See.

Erz klingt in den Schiffen, und Kriegergesellen  
 Durchschneiden voll Kampfgier die schmeichelnden Wellen,  
 Das Schwert in der Hand,  
 Sie steigen an's Land,  
 Sie drohen der Beste,  
 Dem Geier im Neste.

Rasch springet mit Harf' und mit Schwert aus dem Rahn  
Der Sänger, er klettert die Felsen hinan.

Ein Thurm auf der Klippe  
Ragt durch's Gestrippe,  
Von Eulen umfracht,  
Sein Liebchen dort ächt.

Der Minstrel beginnt kaum die Harfe zu schlagen,  
Da hört er auch Laura im Thurm schon klagen,

Dem Tode geweiht,  
Den Sternen ihr Leid;  
Der Meister der Lieder  
Singt trostreich ihr wieder.

„Dem Himmel Dank! ich habe dich gefunden,  
„Es lebet noch mein Stern in düst'rer Nacht,  
„Du, Laura, hast der Qualen viel empfunden,  
„Getrost! schon naht die Racherschaar mit Macht.  
„Bald ist der Gram, bald ist dein Leid verschwunden,  
„Du wirst befreit in wackerer Mannerschlacht,  
„Zu dir soll bald mein Flammeneisen dringen,  
„Soll mir die Braut, soll Laura mir erringen.“

Herunter nun klettert der trauernde Held,  
Bald war er zum Führer der Schaaren erwählt,  
Dem schändlichen Räuber  
Der Mädchen und Weiber  
Durch Heroldes Mund  
Nun machten sie Fund:

„Wenn rosig der Morgen das Alpenhaupt zieret,  
„Dann gib sie uns wieder, die du uns entfuhret,

»So schändlich geraubt;  
 »Sonst weh deinem Haupt!  
 »Denn müssen wir stürmen,  
 »Fällst du mit den Thürmen.«

---

## 6. Troß und Rache.

Aus blut'gem Nebelschleier  
 Steigt kalt die Sonn' empor,  
 Um halb verglomm'nen Feuer  
 Lönt dumpf der Krieger Chor.

Da von der Räuberstätte  
 Hernieder in das Thal  
 Dumpf dreimal die Dromette  
 Sie schmettert von dem Wall:

»Hollah! ich kann den Willen,“  
 Der Raubgraf höhrend ruft,  
 »Euch buchstäblich erfüllen,  
 »Da gaffet in die Luft!“

Und von der Warte nieder,  
 Wol hundert Ellen tief,  
 Wirft Laura's zarte Glieder  
 Er auf den Felsenriff.

Den Schwanenleib zerrissen,  
 Sinkt von der Wolkenhöh',  
 Wo dumpf die Wogen fließen,  
 Sie sterbend in den See.

Die Eisenmänner schauern,  
 Und zürnend wogt die Flut,  
 Bald wendet sich das Trauern  
 In rachelust'ge Wuth.

Und wie die Wellen toben  
 Im Sturme um den Kahn,  
 So stürmen sie nach Oben,  
 Der Minstrel wild voran.

Da schweigt der Puls des Lebens,  
 Wo ihre Blitze mäh'n;  
 Die Räuberschaar vergebens  
 Versucht zu widersteh'n!

Denn wie der Sturm die Eichen,  
 So legt man sie zur Ruh',  
 Und dringet über Leichen  
 Dem innern Burghof zu.

Schon lodern hoch im Brande  
 Pfalz, Zwinger, Rittersaal,  
 Das Bubenhaus der Schande  
 Sinkt prasselnd in Verfall.

Des Minstrels Blicke künden,  
 Was in der Brust ihm spricht,  
 Den Räuber will er finden,  
 Sein Schwert sei das Gericht.

Wild flattert um die Wangen  
 Sein gold'nes Lockenhaar,  
 Und blutiges Verlangen  
 Treibt ihn voraus der Schaar.

Da schaut auf schmaler Rinne  
 Er (ha, wie pocht die Brust!)  
 Den Mörder seiner Minne,  
 Er lacht vor blut'ger Lust.

„Willkommen hier, Herr Rabe!“  
 Schon theilt sein Schwert die Luft,  
 „Willst Kampf du, zarter Knabe?“  
 Der Raubgraf höhrend ruft.

Es zischen ihre Blicke,  
 Man hört's im Thale weit,  
 Oft dringt die blut'ge Spitze  
 Tief durch das Eisenkleid.

Die Schwerter geh'n in Splitter;  
 Da fassen grimmig sich,  
 Schon blutend, beide Ritter,  
 Und ringen fürchterlich.

Doch keiner will erliegen —  
 Sie straucheln auf der Höh',  
 Und beide Gegner fliegen  
 Hinunter in den See.

Selbst noch im Todeskrampfe  
 Umfah'n sie sich mit Wuth;  
 Die Leichen erst vom Kampfe  
 Trennt spät die dunkle Flut.

Der See den Minstrel spület  
 Sanft hin zum Wiesengrund,  
 Den Räuber aber wühlet  
 Er tief in seinen Schlund.

---

## 7. Die Vermählung.

Wo Fels und See sich gatten am wilden Alpenstrom,  
 Steht in der Eichen Schatten ein nächtlich schwarzer Dom.

Viel spitze Thürmlein heben, viel Heiligenbilder auch  
 Um Mauerwerk sich neben, nach altem, frommen Brauch.

Die bunten Scheiben flimmern im Mondenglanz' so fahl,  
 Und tausend Kerzen schimmern im hohen Gottesaal.

Die Orgel rauschet nieder zum ernstern Chorgesang,  
Es stimmen Grabeslieder zum Todtenglockenklang.

Es tragen vierzehn Ritter in schwarzer Trauerschaar,  
Geziert mit einer Zither, stumm eine Todtenbahar.

Viel Nonnen auch psalmiren im dunklen Bußgewand,  
Viel Mädchen aber zieren den Sarg mit weißem Band.

Im Tempel ew'ger Ruhe, mit schwarzem Flor verhüllt,  
Steht Minstrel's, Laura's Truhe, bedeckt vom Doppelschild.

Der Abt im Purpurkleide, ein silberhaar'ger Greis,  
Hell strahlend im Geschmeide, tritt in den stummen Kreis.

Er zieht vom Sarg die Hülle und segnet ihr Gebein  
In mitternächt'ger Stille zum ew'gen Schlummer ein.

„Ihr durftet euch nicht lieben im Sturme dieser Welt,  
„So seid nunmehr denn drüben vom Himmel selbst vermählt.“

Drauf hallen Trauerlieder gar schaurig durch die Luft,  
Man hebt die Särge wieder, senkt sie in eine Gruft.

Schon leuchten matt die Flammen, schon war die Handlung aus,  
Die Herr'n und Frau'n zusammen, sie gingen still nach Haus.



Da steigt an's Gestade der See mit Riesenmacht,  
Bahnt um den Fels die Pfade sich heulend in der Nacht.

Und als der Morgen graute, der Sturm allmählig schwand,  
Im Schoos des See's man schaute ein kleines Inselnd.

Der Dom stand mitten innen, noch unversehrt und ganz,  
Es flammt auf seiner Zinne der junge Morgenglanz.

Er steht; sechs hundert Jahre schon rauschten längst hinab,  
Noch zeigt man am Altare: der Liebe Doppelgrab!

Der  
Ring der Schuld.

---

Dänische Sage

von

Leopold Schlecht.

Spanne nicht der Neugier Sehnen,  
Sie erzieht oft Schmerzens Thränen,  
Und statt Schmerz, den du gesucht,  
Reift der Reue bitt're Frucht.

---

In jenen grauen Zeiten, in denen Fabel und Wirklichkeit so verworren zu einem Knäuel verwickelt liegen, daß kaum das berühmte Experiment Alexander's mit dem gordischen Knoten eine Entwirrung zu Stande bringen könnte, herrschte oder haufete vielmehr unter den Dänen ein Fürst, Waldamar genannt, von dem allerlei abenteuerliche Sagen im Munde des Volkes sich herumtrieben, und der nach Sonderlingsart lebte und selbst nach dem Tode die gute, liebe Erde nicht gleich verlassen wollte, sondern noch lange als gespenstiges Wesen durch Forst und Moor lustig hintobte; — denn Krieg und Jagd war sein Element im Leben, und jagte der riesige Jäger Orion nach seinem Tode in der Unterwelt noch fort, warum hätte er in seinen Gauen das Waidmannsgewerbe nicht eine Zeitlang noch fortsetzen sollen?

Die Flamme des Krieges brach in seinem Reiche aus. Waldamar rüstete sich zum Streite, seine Waffen schimmerten, aus den Mienen leuchtete Kampfbegierde. Er zog dem Feinde entgegen, an der Spitze eines zahlreichen, eisenbepanzerten Heeres; aber seltsam, ein großer, länglicher Kasten, schön mit edlen Metallen geschmückt, wurde nachgeführt, dessen Gebrauch oder Nutzen Niemand wußte,

dessen Inhalt Niemand kannte. Es kam zur Schlacht; der Kasten stand in den vordersten Reihen, unfern vom Fürsten. Der Sieg wurde errungen; ein feierlicher Einzug in dem Hauptsitze der Besiegten verherrlichte die Palme des Sieges; und der Kasten mußte hart neben dem Fürsten nolens volens den Einzug mithalten. Wo in der Folge der Fürst erschien, trugen Diener den Kasten mit; selbst auf der Jagd und bei der Tafel trennte der Fürst sich nicht von ihm. Krieger und Volk hielten denselben zuletzt für ein geheimes Palladium, und dachten nicht viel dabei, wie man denn überhaupt sich damals mit dem Denken nicht sehr befaßte.

Ein Page, der Kämmerlingsdienste versah und dem die Fee Neugier ganz besonders zugethan war, wünschte den Inhalt zu kennen; er hatte nicht Rast noch Ruh, am Tage schwebte ihm der Kasten vor und Nachts sah er denselben in seinen Träumen; all' sein Denken hatte die hölzerne Maschine eingenommen. Er schwor, es möge kosten, was es wolle, hinter das Geheimniß zu kommen. Das war leichter geschworen, als ausgeführt, denn der König ließ den geheimnißvollen Kasten nie aus den Augen.

Endlich bot sich die ersehnte Gelegenheit dar. Waldemar kehrte von einem großen Prunkgelage zurück, und sank, vom Weine und Schlafe beschwert, auf die Pfühle seines Lagers zurück. „Jetzt oder nie wieder!“ dachte sich der Page, schlich leise zu dem Kasten, welcher hart an dem Lager des Fürsten stand. Mit Mühe öffnete er ihn; da erblickt er, — wer beschreibt des Jünglings Erstaunen, reglos bleibt er einige Augenblicke stehen, ein heimliches Grauen erfaßt ihn — er erblickt einen offenen

Sarg, und in demselben die einbalsamirte Leiche eines Mädchens, das einst von großer Schönheit mochte gewesen sein. „Ein Mädchen?“ dachte er, als der allmählig entweichende Schreck ihm wieder einige Gedanken zuließ; „war mein Gebieter doch stets ein Weiberfeind! Das ist seltsam! Wär's noch ein lebendiges Mädchen, so ließe sich um solcher Schönheit willen wol ein Auge zudrücken, aber ein todt's! Das geht nicht mit richtigen Dingen zu!“

Und doch ging Alles ganz richtig zu. Der Fürst hatte sich einst auf der Jagd von seinem Gefolge verirrt, und war an einen Fluß gerathen, wo er ein Mädchen, wie eine Amazone geschürzt, mit dem Fischfange beschäftigt fand, von ungewöhnlichem Glanze der Schönheit und der Reize umflossen. Sie war die Tochter eines Edlen, der in der Nähe seinen Herrensitz bewohnte. Waldamar hatte plötzlich Feuer gefangen, er vergaß auf Jagd und Krieg und wollte von dem Mädchen nicht scheiden. Ungemeines Staunen herrschte, als er seinem Rathe und dem Volke erklärte, ihnen nächstens eine Königin schenken zu wollen. Die Zurüstungen zur Vermählungsfeier wurden mit regem Eifer betrieben, aber plötzlich kam die Nachricht: die präsumtive, unbekannte Braut sei unbekannt, wo? item aus unbekanntem Ursachen — gestorben. Der König rasete, tobte; er machte sich auf, kündigte allen Wölfen und Rehen und Hasen seiner Gaue einen grimmigen Verheerungskrieg an, und ward auf einige Zeit selbst unsichtbar. Endlich erschien er wieder, und mit ihm oben erwähnter, geheimnißvoller Sarg, der die Überreste seiner Geliebten barg, und ihn überall begleiten mußte.

Der Kämmerling, dem die Geschichte mit der, zur Unzeit verstorbenen Braut nicht so ganz bekannt war, betrachtete mit forschenden Blicken der Neugier die Leiche, bis ihm ein funkelnder Ring von dem Finger der Donna entgegenblitzte. — „Ei, ein Ringlein, und kostbar, wie es scheint! das verdient nähere Untersuchung!“ so lispelte er und streckte die Hand aus, — und zog vorsichtig der Leiche den Ring vom Finger. Bei der hellen Flamme der Lampe zieht er denselben in ein genaueres Examen. „Ein Brillantring! aus einem einzigen Steine geschnitten! von unermesslichem Werthe! Der soll in diesem Kasten verkümmern? am Finger eines todten Mädchens? Schade! Jammerschade!“ — Das waren die Stosseufzer, welche dem Munde des neugierigen Examinators entschlüpften, und indem er mit der Kennermiene eines Alterthümlers den elegisch bedauerten Ring am eigenen Finger erprobte, regte sich der Fürst auf dem Lager, und warf schlaftrunken die Arme hin und her. Der Kämmerling, aus seinen antiquarischen Betrachtungen plötzlich aufgestört, erschrickt, schließt augenblicklich den Kasten und eilt an seinen Posten in's Vorgemach. In der Übereilung vergaß er den Ring der Leiche zurückzustellen; auch hätte er nicht füglich dazu Zeit gehabt. Er beschloß also, bei einer zweiten, weitem Untersuchung der Dame den Ring zu präsentiren.

Indessen erwacht der König. Sein erster Blick fällt auf den Sarg; er gähnt. Darauf ruft er den Kämmerling, welcher, schuldbewußt, zitternd mit der übrigen Dienerschaft erscheint. „Was soll's mit dem Sarge? schafft mir ihn bei Seite! ich mußte ihn lange genug mit mir herumschleppen; laßt die Todten ruhen! Begrabt ihn in

dem königlichen Grabgewölbe in aller Ehre, wie es Sitte ist. Kämmerling, du bleibst!“ — Der Sarg wird fortgeschafft und der Kämmerling blieb angstbefloffen; der Ring, den er nun keineswegs mehr zurückstellen konnte, brannte wie Feuer vor seinem quälenden Bewußtsein. — „Du sollst mir erzählen,“ sprach der schlaftrunkene Fürst; „es ist eine grausenhafte Nacht; schreckliche Träume verscheuchen den Schlaf vom Auge mir. Du bist ein lustiger Geselle, ich kenne dich lange; du bist mir darum so lieb, wie mein Schwert; darfst auch nimmer von meiner Seite!“ — Der Kämmerling fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, und that sein Möglichstes, den Gebieter zu erheitern. Dieser aber hielt schrecklich Wort; der arme Kämmerling durfte jetzt im buchstäblichen Sinne nicht von Waldamar's Seite. Er hatte die Rolle des Sarges übernommen.

Am andern Morgen jagte der Fürst; der Kämmerling mußte mit. Im raschen Fluge ging es, fern vom Gefolge, durch Busch und Dorn, ohne Rast über Hügel und Gräben. Der neuerkorne Liebling durfte nicht zurückbleiben; der Todesschweiß stand dem Armen auf der Stirne, er hielt sich zitternd an des flinken Thieres Mähnen, wenn das wilde „Holla!“ Waldamar's dasselbe über einen Abgrund zu sehen zwang. Ein wilder Bär ward aufgescheucht; brummend setzte sich dieser zur Wehre und zeigte seine grimmige Laxe. Im Bliß sprang der Fürst vom Pferde; des Kämmerlings Rappe stieg in die Höhe und warf den furchtsamen Reiter aus dem Sattel zu Boden. In demselben Augenblicke hatte der Bär sich denselben zum Opfer seiner gereizten Wuth ausersehen, und packte ihn am Schenkel; Waldamar aber, kühn und ge-



wandt, fiel das Ungeheuer zur Seite an, und stieß durch eine kluge Wendung ihm das Jagdmesser in die Kehle. Der Höfling war mit einer leichten Wunde davon gekommen; der Fürst lachte herzlich über dessen drollig furchtsames Benehmen; jener aber fing an, die große Vorliebe Waldamar's für ihn zu verwünschen. Unterjochte Feinde empörten sich; der Fürst zog in die Schlacht, der Kämmerling ihm zur Seite. Der kriegerische Muth Waldamar's trieb ihn vorwärts in die ersten Reihen; der Kämmerling fühlte sich mit fortgerissen. Pfeile und Steine flogen wie Heuschreckenschwärme heran; der furchtsame Günstling bebte, mit bleichem Antlitz blickte er nach dem Hintergrunde, wo keiner ehrlichen Haut ein Haar gekrümmt wird; er hatte nicht Groll gegen Einen der Feinde, ihn verlangte nicht nach dem Blute von Leuten, die ihm nichts zu Leide gethan hatten; aber er wünschte, daß auch Niemand nach seinem Blute Verlangen trage; allein so oft er den unvorsichtigen, feindlichen Bogenschützen durch eine retrograde Bewegung auszuweichen suchte, so oft riß ihn Waldamar's Gunst mit sich in das dichteste Kampfgewühl. Eine Wunde am Arme war die Bescherung, welche ihm des Herrschers Vorliebe und Tollkühnheit einbrachte. Ein kräftiger Fluch über sein Verhängniß machte für jetzt seinem Unmuth Luft.

Der arme Kämmerling! Mit jeder Minute mehrte sich seines Gebieters Eigensinn und sein Unglück. Eine Matte hart am Bette Waldamar's war sein Lager; an dessen Seite mußte er gehen oder reiten; kein Bedürfniß durfte er befriedigen, das nicht auch jenen in Bewegung brachte, er glich dem Schatten, der nie von seinem Eben-

bilde weicht; er war ein Gefangener, der mit unsichtbaren Banden an seinen Hüter gefesselt schien. — Eine reichbesetzte Tafel und kostbare Getränke waren bereitet, die vornehmen Vasallen zu empfangen. Man setzte den Gaben des Wirthes wacker zu und trennte sich erst, als Aurora sich bereits wieder aus den Federn machte. Unser Kämmerling stand hinter dem Sitze des Fürsten, er durfte keinen Augenblick sich entfernen. Hier etwas zu genießen an der Tafel der Edlen, kam ihm als einem Diener nicht zu, im Nebengemache sich zu erquicken, war ihm nicht gegönnt, so blieb der arme Tropf die ganze Nacht zum Loose des Tantalus verdammt. Der Geruch der Speisen war so anlockend, der Hunger des bedrängten Dieners so groß, daß der Unglückliche alle Grade der später erfundenen Torturmaschine prognostisch durchmachte. Er tobte und ließ seinen Ärger in ziemlich derben Worten gegen den Fürsten laut werden; dieser aber lachte herzlich, liebkosete ihn, und — es blieb beim Alten.

Der Kämmerling war Bräutigam. Seine Braut, eine muntere Blondine, harrete mit Sehnsucht jeden Tag, jede Stunde auf ihren Geliebten; allein

„Es kommen, es kommen die Stunden all’,  
„Den Junker bringt keine wieder!“

Von Angst gefolttert, mit rothgeweinten Augen, den Verlobten treulos wähnend, begab sie sich selbst nach dem fürstlichen Pallaste; nicht länger trug sie der Ungewißheit Folterschrauben; sie wollte Wahrheit, wollte Licht. Sie verlangte zum Kämmerling geführt zu werden. Das ging nun nicht, ohne daß nicht auch Waldamar dem tête-à-tête

beimohnen sollte. Zufällig stand derselbe an einem Erker mit seinen Höflingen im Gespräche. Der Junker führte das Mädchen nach dem Hintergrunde des Saales, und da sie schmolte, so schiebt er ihr den kostbaren Ring zu, welchen er der Leiche abgezogen hatte und den er immer im Wams verborgen bei sich trug. Der strahlende Schimmer des Edelgesteins machte das Mädchen verstummen; sie blickte freundlich auf ihren Geliebten. In diesem Augenblick ersah Waldamar das Mädchen, das in blühender Schönheit vor ihm stand; die holde Scham der Centifolie glühte auf ihren Wangen. Dieser fing zum zweiten Male Feuer; nach zehn Minuten erinnerte er sich, daß seine Lande noch keine Herrin hätten, und ehe noch neue fünf Minuten vergingen, so hatte er ihr Herz und Hand angeboten und überhäufte sie mit Liebkosungen. Das Mädchen warf wol einige flüchtige Mitleidsblicke auf den Kämmerling, der anfangs wie ein armer Sünder verblüfft da stand, allein wo ist der weibliche Heroismus, welcher die Liebe eines armen Jünglings einem Throne vorzöge? der wird nicht auf unserm Erdenrund geboren! Das Mädchen war — ein Mädchen; eh' die zwanzigste Minute herum lief, nach einem kleinen Kampfe in ihrer Seele, war die Metamorphose geschehen, und die Braut des armen, gefolterten Kämmerlings, in eine Fürstenbraut verwandelt, lag im Vorgefühl künftiger Pracht und Größe und selig in Waldamar's Armen.

Nun war der vielfach durch die Huld und Tollkühnheit und Leidenschaft des Gebieters gepeinigte Kämmerling feiner Überlegung mehr fähig; wie ein schäumender Eber fletschte er im Grimme den Zahn, und schwang die geballte Faust gegen Waldamar. Dieser legte die Hand

an sein Schwert und — lachte. Das reizte die Wuth des jungen Mannes bis zum Wahnsinne; ein Strom der bittersten Vorwürfe ergoß sich in nicht sehr ästhetischen Worten über die neu erkiesene Landesherrin; er packte mit Riesenkraft sie am Arme, entriß ihr den Ring, den sie zwischen den Fingern hielt, und schleuderte sie von Waldamar's Seite weit hinweg in den Saal, so daß sie mit einem lauten Schrei zu Boden stürzte. Mehre Diener eilten auf den ungewohnten Lärm herbei, der Kämmerling stürzte mitten durch die Schaar, zitternd und bleich vor Ingrimm, vor das Gemach hinaus, und der Fürst ihm nach. Liebkosungen, Geschenke von Seite Waldamar's brachten nach und nach die Sache ziemlich wieder in das alte Geleise, nur von dem blonden Mädchen und ihrer Erhebung zur Gebieterin über Leute und Land verlautete kein Wort mehr; die Metamorphose zerrann, und die blondhaarige Fürstin von zwanzig Minuten war nach dieser wüthenden Katastrophe wieder — Kämmerlingsbraut, und dankte noch überdies allen hohen und niedern Göttern, daß das furchtbare Ungewitter sie nicht auf ewig in das Meer jungfräulicher Einsamkeit verschlagen hatte.

Seit diesem Furchtmomente wurde der Kämmerling sehr ernsthaft; Tag und Nacht sann er über die Ursache nach, die ihn seit geraumer Zeit zum unzertrennlichen Schatten Waldamar's gemacht und Gefahr und Kränkungen mancher Art über ihn verhängt hatte. Da fuhr der Blitzstrahl eines guten Gedankens, freilich wie ein hinfender Bote, erst zu spät durch sein Gehirn. „Wann begann mein Unheil? seit wann verfolgt mich die unselige Gunst Waldamar's?“ also raisonirte er mit sich in stillen Gedanken. „Ist's nicht seit dem entsetzlichen Augen-

blicke, da ich jenen geheimnißvollen Kasten öffnete und der Leiche den Ring vom Finger zog? — den Ring — sollte der vielleicht? — schrecklich wenn eine geheime Zauberkraft an demselben haftet! Hinweg damit! lieber betteln, als solche Qualen dulden.“

Er hatte diesmal mit dem Pfeile seiner Gedanken das Schwarze getroffen. Der Ring war es, den jene amazonisirte Fischerin einst aus dem Wasser fischte, und dadurch Waldamar's unstetes Treiben zur Liebe gegen sie umwandelte; der Ring war die unerklärte Ursache, warum der Fürst von dem Sarge sich nicht trennen konnte, wenn er auch gewollt hätte. Als dann des Kämmerlings Neugier den Ring von der Leiche an seinen Finger und von da in eine verborgene Falte seines Wamses changirte, so wanderte auch Waldamar's lästige und gefahrbringende Huld zu ihm hinüber, der Ring in der Hand des Mädchens war es, der sie dem Junker auf zwanzig Minuten untreu machte, und strafte mit bitteren Pillen seine Neugier. Ein böses Fatum hatte einen geheimen Zauber gelegt in den Ring, wodurch Waldamar's Huld auf den fallen mußte, der ihn trug.

Sich dieses Talismans sobald als möglich zu entäußern, war nun seine wichtigste Sorge. — Der Fürst tobte nach wie früher durch Forste und Haiden auf der Jagd dahin, und mit ihm sein Schatten, der Junker. So ritten sie wenige Tage nach diesem gefassten Heldenentschlusse, ein Wild verfolgend, mit blindem Ungestüm aus dem Walde heraus in eine Moorgegend, wo Schilf, Schuh tiefes Moos, Pflüzen den Landstrich in Besitz genommen hatten. „Hier soll der Ring sein Grab finden,“ dachte der Gefolterte, „sein ewiges Grab, daß nie ein menschliches Auge seiner

mehr ansichtig werde!“ und so schleuderte er den kostbaren Demantring weit von sich durch das Schilf in eines weiten Sumpfes faules Gewässer. — In demselben Augenblicke spornte der Fürst sein Pferd, flog durch die Pfützen und das Schilf dahin und ließ den freudig staunenden Kämmerling zurück. Dieser ließ es jedoch beim Staunen nicht bewenden, sondern wendete sich um, und hastiger als ein der langen Haft ledig gewordener Vogel jagte er der Stadt zu, und verschwand mit seiner blonden Braut für immer vom Hofe, nachdem er einen felsenfesten Eid bei sich geschworen, keiner Dame mehr, am wenigsten einer Todten, den Ring vom Finger zu ziehen.

Der Junker hatte seine Fesseln abgeschüttelt, aber Waldamar war jetzt um so übler daran. Des Ringes Zauber hatte einst seine Huld auf ein reizendes Mädchen geworfen; das war liebenswürdig. Dann fiel sie auf des Kämmerlings geringe Person; das war männlich. Nun schenkte der Fürst seine Gunst den Pfützen; das war abscheulich. Es verging kein Tag, an dem er nicht jagend durch jene Moräste und den Moorboden stürmte, zum Verdruße seines Gefolges, zum Schreck der Landbewohner; kaum gönnte er sich manchmal einige Stunden Ruhe in seinem Pallaste; der Zauber trieb ihn unwiderstehlich fort zwischen die schilfbewachsenen Pfützen. Hier ereilte ihn auch sein Verhängniß. Einst war Waldamar in einer hellen Mondnacht hinausgeritten, nur von einigen Rüden begleitet; am Morgen fand man ihn samt seinem Rosse tief im Schlamm versunken, und — todt.

Nun, erzählt das Landvolk, erschalle in allen mondhel-  
len Nächten ein schreckliches Jagdgetöse zwischen den Süm-

pfen; Rosigetrappe lasse sich hören; Rüdengebell, Hörnerschall und wildes Hollarufen währe bis zur Dämmerung, da sich dann das Toben mit einem schmerzlichen Jammerrufe schliesse. Niemand wagte sich am Tage, noch weniger zur Nachtzeit in die Gegend und nannte das gespenstige Treiben „die wilde Jagd!“

---

Der  
**l e t z t e N i t t .**

---

Erzählung  
aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.



Oft nach banger, trüben Nächten  
Glänzt der hellste Sonnenschein;  
Und dem sonnenhellsten Tage  
Folgt oft eine Nacht der Pein!

---

Es war ein rauher, düsterer Spätherbsttag, kurz nach dem Treffen bei Lützen, wo Schwedens König, Gustav Adolph, fiel, Pappenheim und mehre andere hochberühmte und große Krieger aus der Armee der Kaiserlichen mit ihrem Blute des Kampfes Wahlstatt rötheten. Hart und blutig war das Treffen. Schwedens Helldengeister erblasen, als ihr Fürst und Feldherr, die Todeskugel in der Brust, sterbend aus dem Getümmel geschafft wurde. Doch bald entflammte neuer Muth alle Herzen — es war der Rache Ruf, der sie im Streite zu siegen oder zu fallen antrieb. Ein sonderbares Fatum waltete über dem Heere der Kaiserlichen; der Feind entwand ihm das schon siegreich flatternde Panier, und Deutschlands Genius sah seinen Söhnen den Lorbeer entrissen und dem Schwedenvolke auf das Haupt gedrückt. Schaaren von Flüchtigen und Verwundeten flohen regellos aus dem Kampfe. Mit Blut und Schweiß bedeckt, sanken sie auf der Flucht dahin, und endeten so unter den Tritten neuer Schaaren, oder unter den schweren Rosseshufen einzelner flüchtiger Reiter. Weithin war die Ebene rings mit Sterbenden, mit Kriegsgeräthe aller Art, mit Mann und Ross, verfolgend und verfolgt, übersät, und bot einen eben so seltsamen als entsetzenden Anblick.

So verbreitete sich mit wachsender Schnelle das Gerücht der verlorenen Schlacht, und ward zu einem desto fürchterlicheren und gräßlicheren, je mehr hier und da ein Unberufener vergrößerte und, selbst von Furcht gespeitscht, dadurch dem Ganzen grellere Farben lieh. — Auch das Ohr der Gräfin von Brenner vernahm die Schreckenskunde. Sie war vor Kurzem Witwe geworden, denn ihr Gemahl war in einem ähnlichen Treffen geblieben. Graf Brenner war ihr erster Gatte; zwar fettete schon früher ein süßeres Band Marien an den Obrist Wallen. Damals stand dieser freilich noch im schönsten Frühlinge seines Lebens, und es bedurfte keines so feurigen Gemüthes und Ungestümes, das dem kaum noch in die Männerjahre getretenen Krieger eigen war, und wieder von Mariens Seite keiner solchen, dem zarten Frauengeschlechte eigenen sanften Hingebung, um nicht gegenseitig für einander zu erglücken, und von der Liebe mächtigem Zauber umstrickt zu werden.

Doch Mariens Eltern fühlten sich mehr zu dem Grafen von Brenner hingezogen; sein Naturell bildete genau den Gegensatz zu dem seines Rivalen; wo dieser ungestüm heischte — bat jener; wo dieser tobte und wüthete — verschloß dieser den bitteren Schmerz oder seine wehmüthigen Gefühle in ein tiefes Schweigen, während nur des Kummers herbes Weh zuweilen sich in des sanften Dulders Mienen stahl, und manchen Seufzer seiner Brust entlockte. Des Jünglings schwermüthiges Wesen sprach auch Marien an; gern verweilte, ungesehen von fremden Blicken, ihr Auge auf des Grafen Wohlgestalt und auf den einnehmenden Formen seines schwärmerischen Antlitzes; doch trat ihr Wallen's freies, kriegerisches

Wesen, das ächte Bild eines deutschen Helden, entgegen: dann zogen süße Zaubergewalten ihr Herz zu dem unter Ernstens Kriegspanzer pochenden Herzen hin, und ihre Seele athmete in Liebe zu ihrem Ideale von Männertugend und Männerwürde hinauf. Leider! riß ein finsterner Dämon sie aus dem Bereiche ihrer holden Träume, und ein unheilvoller Morgen dämmerte der Erwachenden entgegen, als sie sich plötzlich, in Folge des elterlichen Gebotes, ungeachtet der fruchtlosen Bestürmungen Wallen's, als Weib an des Grafen Brenner Seite sah. Sie wußte es, daß ihr rasches, lebhaftes Wesen sich nicht zu dem sanften Charakter ihres Gatten schicke, und sich nur harmonisch mit dem ihres Ernst vereinen könne. Doch schon umschlang sie der Ehe fesselndes Band, mit einem Male waren alle ihre stolzen Entwürfe vernichtet, und das so schön geträumte Leben an Ernstens Seite schwand dahin in blasser, wehmüthiger Rückerinnerung selig durchlebter Stunden. Ihr Herz vermochte zwar nicht ihres Gatten eifriges Mühen zu verkennen, gerührt bemerkte sie seine zarten Beweise unverhohlener ächter Neigung und Liebe, mit der er jedem ihrer Wünsche liebevoll zuvorkam, jedes ihrer heischenden Worte wie mit einem Zauberschlage zu verwirklichen suchte, und für ihre Anerkennung des Dankes — nichts als Liebe, ja selbst für ihr oft kaltes Benehmen, für ihr oft mehr als gleichgiltiges Betragen — nur großherziges Vergessen, nur Liebe hatte. So fühlte sie denn allmählig ihr Inneres gegen ihn nicht mehr so fremd gestimmt, und ihr Herz begegnete dem seinen wie einem alten vertrauten Freunde, und wo dieses, edel und groß, ihr so manches Opfer brachte, konnte auch sie nicht umhin, Edelmut mit Hin-

gebung, Aufopferung mit Gegenliebe zu lohnen. Ihr Gatte ward ihr immer theurer; sie gewöhnte sich, nur in ihm und in der Gegenwart zu leben; die Vergangenheit trat nur je zuweilen, wie ein schöner Traum aus der lieblichen Kindheit, hervor, und ihr Herz gedachte nur in wehmüthiger Erinnerung, wer Ernst und was er ihr gewesen war.

So war der Zeitpunkt gekommen, wo des längst schon ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges blutiges Panier unheil drohend über ganz Deutschland sich entfaltete. Viele der Edlen und Hochherzigen aus seinem Adel und seinen Fürstenthümern, gleichfalls vom allgemeinen Treiben aufgerufen, zogen endlich des Friedens schmiegsame Gewänder aus, und umgaben Lenden und Brust mit dem kriegerischen Harnisch oder rauhen Wämsern, und statt dem weichen, seidnen, faltenreichen Kleide, umfloß ein schwerer Reitermantel, dem Sturm und Wetter trohend, die kriegerischen Gestalten. Mariens Gatte, der übrigen Edlen fühne Gesinnungen theilend, war ebenfalls in die Heeresreihen seines Fürsten getreten und, umrauscht von den Fähnlein und Bannern, die voraus zum Kampfe riefen, umtönt vom Schalle der kündenden Trompeten und der Trommeln lautem Schlage, war er, des Abschieds Wehe groß bekämpfend, muthig hinausgezogen in das Feld, wo Bellona hoch von ihrer Wagenburg zum Streite ihre Fackel schwang.

Marie, die thränenden Auges ihrem scheidenden Gatten das Geleite gegeben, blieb nunmehr allein an der Spitze ihres Gesindes in dem, von seinem Gebieter verlassenen, Edelsitze zurück, und statt des Grafen Gesellschaft, umgaben sie bange Sorgen für den in Deutsch-

lands Kriegerreihen Fechtenden, begleitet von allen jenen bösen Schwestern, die alsbald ihre zischenden Schlangenhäupter unheilverkündend rings erhoben, den finstern Tiefen entsandt und blasses Schrecken vor sich her verbreitend. Brenner wechselte anfangs Briefe mit Marien; doch als des Krieges Wüthen immer tobender und mächtiger einherbrach, und Alles mit sich unaufhaltsam fort riß in betäubender Gewalt, wurden die Nachrichten von ihm immer spärlicher und für sein Weib desto fürchterlicher, je weniger der Inhalt derselben auf ein baldiges Wiedersehen Hoffnung gestattete.

Die wechselnden Siege eines Gustav, Lilly, von Seiten beider Parteien, wurden stets zahlreicher. Eine Schlacht machte einem andern Treffen Platz; Scharmügel wuchsen ins Zahllose an, und der vom Donner der Kriegsgeschütze dröhnende Boden und die Luft, die Pulverdampf und Staubgewölke schwärzten, waren furchtbare Zeichen, wie mächtig die hohe Göttin der Kriege herrsche, unter deren Füßen des ohnmächtigen Friedens stehende Stimme im tosenden Winde verhallte. — In einem solchen Treffen war es, wo der aus dem Kampfe kommende Bote Marien die vernichtende Kunde brachte: „ihr Gatte habe geendet im blutigen Streite für die Seinen und für die gerechte Sache; auf den Leichen der von ihm Besiegten habe der Großherzige einen ruhmvollen Tod gefunden; die Soldaten, die er befehligte, sahen, wie ein feindlicher Reiter die zischende Klinge über ihn schwang, wie er vergebens, schon vom tödtlichen Hiebe getroffen, noch einmal das Schwert zum letzten Streiche hob. „Marie, theures Weib!“ lispelte sein verhallender Ton — und ein leises Lebewohl flüsternd, war er vom Rosse gesunken —

noch sah man ihn nicht gänzlich fallen, als schon neue Schaaren von Feinden im wilden Getümmel rings den Anblick verwehrten; laut tobte es hin über den Platz, wo er fiel und focht; die Seinen sahen keine Spur von ihm wieder. — Jetzt erst sah Marie, wer und wie groß er gewesen; seine stille, ergreifende Liebe, seinen beispiellosen Edelsinn, seine mehr als irdische Güte und Sanftmuth, seine heldenmüthige Aufopferung im Kampfe ließen ihr in ihm fast ein höheres Wesen ahnen, und gerechte Klagen und tiefer Schmerz feierten das schönste Todtenopfer, das man den Manen eines Hingeshiedenen weihen kann.

---

Die umliegende Gegend, welche der verwitweten Gräfin von Brenner's Edelsitz allenthalben begrenzte, ward jetzt mit einem Male belebter und bot einen seltenen Anblick dar. Denn bald nach der letzten Schlacht begannen die Flüchtigen nach allen Seiten hin ihren Lauf zu wenden. Da zog des Weges ein Häuflein Soldaten zu Fuß, doch kein grünender Zweig, keine frohen Siegeslieder schmückten ihren Marsch; ohne Chef und Führer kam es ziellos daher aus dem Treffen, nur zuweilen zu ängstlicher Eile seine Schritte spornend, wenn es den drohenden Ruf einer nachfolgenden schwedischen Truppe vernahm, oder, vom lauten Hollageschrei derselben aufgeschreckt, wie Spreu im Winde zerflog. Bald sah man wieder einzelne fliehende Reitergeschwader, die im wilden Getümmel dahersehten und, dem Rosse die blutbefleckten Sporen in die Weichen drückend, das feuchende Thier zu größerer Eile aufjagten. Der Eine kam ohne Helm und Waffe daher gesprengt, und in der zügellosen Faust

hielt er irgend einen Streitkolben, den er im Treiben der Schlacht vorleht von einem Fußgänger aufraffte, welcher ihn, um ungehindert fliehen zu können, dahingeworfen hatte. Hier saß ein spanischer Soldat auf einem der schweren Geschützwagen, dessen Leiter denselben im tosenden Gerassel fahren ließ, mit geschwungener Peitsche in die jagenden Pferde hauend, die wild schnaubend einherbraussten. Zuweilen erregte auch der lächerliche Anblick einer der Marktänderinnen ein spaßhaftes Gemälde, wenn sie wie ein aufgeschreckter Hase einherkeuchte, furchtsam ihren Korb unter dem umgeworfenen Staubmantel bergend, während das Klirren der darin befindlichen Flaschen und Becher nebst anderem mit berausenden Getränken gefüllten Geschirre nur allzudeutlich ihre Furcht, sich dadurch ihren Verfolgern bemerklich zu machen, steigerte; denn schon gewahrte ihr bang umherschweifendes Auge dort vom Hügel herab schwedische Soldaten, während hinter ihr her ein Haufe tosender und fluchender Kroaten sie mit starrem Schrecken fesselte. Bald umringte sie jubelnd und mit wildem Gelächter die zügellose Rotte; vergebens sucht sie ihre käufliche Waare den Zudringlichen zu verhehlen; einer derselben reißt ihr den Mantel vom Leibe herab, und nun fällt Alles gierig über den entblößten Tragekorb her, um sich alsbald im Inhalte der Flaschen zu erquicken und den lechzenden Gaumen mit Brantwein aufzufrischen. Lärmend umtobt die Menge das erschreckte Weib; doch als dieses, Geld fordernd, Bezahlung heischt für ihre Waare, schlägt Einer den geleerten Flaschenkorb zu Boden, daß klirrend das Geschirr in Scherben zerfällt. „Da hast du deine Bezahlung!“ brüllt der Kroat, vom Brantwein erhitzt, und will auf die Zitternde losstürzen; doch einige



der Umstehenden halten ihn zurück. „Laß' die alte Hure laufen,“ schreien sie, „so eine rostige Waare taugt obnehin nichts! Kommt, laßt uns eilen; seht dort das Geschwader! Das sind schwedische Reiter. Die sind weit besser hinter uns, drum müssen wir den Wind suchen.“ Und fort toste die brüllende Rote.

Marie, Gräfin von Brenner, konnte aus ihren Gemächern weithin die Gegend übersehen. Sie hatte aus fluger Vorsicht das Thor, das durch die Ringmauer in den innern Hof führte, sperren lassen, und versuchte auch zuweilen ein kleines Häuflein Einlaß, mußte es alsbald wieder abziehen. Doch plötzlich gewahrte sie einen Schwarm fliehender Kroaten, der seinen Weg gerade nach des Schlosses Thoren richtete. Man rief mit lauter Stimme um Eröffnung derselben und begleitete zugleich die Aufforderung mit mächtigen Stößen. Marie befand sich in einer mißlichen Lage; die Kroaten waren beim Feinde, wie bei den Ihrigen, den Kaiserlichen, als böse Truppen gefürchtet. Ließ sie also die Thore öffnen, würden Unbilden, Mißhandlungen und andere Friedensstörungen die nothwendige Folge gewesen sein. Schon verdoppelten sich die Schläge, und man drohte mit Gewalt dieselben aus ihren Angeln zu drücken. In stummer Verzweiflung irrten Mariens Blicke spähend nach einem Retter umher. Dann erhob sich himmelwärts ihr feuchtes Auge, und die frommen gefalteten Hände schienen in rührender Andacht Beistand zu flehen. „Ach, wenn mein Gatte noch lebte, da würde nicht fruchtlos mein Herz Hilfe heischen; doch so soll ich trostloses Weib ein Raub der Verzweiflung oder der Gefahr werden — und kein Befreier, kein Schutz für meine bangende Seele, — o, ich Unglückselige!“ — Also flugte

Marie und sah mit furchtbarem Entsetzen der fluchenden Menge rastloses Mühen, und hörte die schon seufzenden Angeln und knarrenden Pfosten. Da wehte ein schwankender Helmbusch eines Reiters, hoch zu Ross, die Anhöhe herab; zwei, drei und noch mehre kamen im rasenden Galopp nachgejagt; weit flatterte der über die Schultern hängende weiße Mantel hinter ihnen im Winde; jetzt sprengte der Erste auf den Kroatenhaufen los: „Fort, Gefindel!“ rief er ihnen zu, den bäumenden Hengst am Zügel fest an sich haltend, und schwang die Klinge drohend über ihre Häupter hin. Die Rote wollte dem Thiere in die Zügel fallen, während andere ihre zischenden Säbel aus der Scheide blitzen ließen und auf den Reiter loshieben. Da drückte er fest die Sporen dem Ross in die Seite und sprengte in den Schwarm hinein, indem sein Schwert in raschen Streichen auf die Kroaten niederfuhr. Jetzt kamen auch die übrigen Reiter herzugesprengt, mehre Schüsse fielen, wildes Geschrei mischte sich in das Lärmen der Kämpfenden und in der Kasse Schnauben. Jetzt sah Marie, bleich und zitternd, den Reitersführer sich hoch zum Schwertschleibe im Sattel aufrichten, da blitzte eines Kroaten Feuerrohr, dessen Mündung gegen denselben gerichtet war, auf, der Schuß krachte, der Reiter sank — und mit einem Schrei taumelte Marie vom Fenster zurück; denn ihr letzter Blick war auf des stürzenden Kriegers erblässende Züge gefallen, — es war Obrist Wallen.

---

Erschöpft hatte man Marien auf ihr Lager gebracht; einige Stunden hindurch blieb sie bewusstlos. Als sie endlich tief aufathmend ihr Auge aufschlug und sich in diesem

Zustande gewahrte, da dünkte ihr Alles nur ein fieberischer Traum, bis sie eine wohlbekannte, oft gehörte Stimme von der Wirklichkeit überzeugte. „Marie, blick' nieder auf deinen Freund,“ flehte Ernst, vor ihrem Bette kniend, indem er ihre Hand erfasste, „lang war die Trennung, doch desto schöner ist das Wiedersehen!“

Er versuchte es nicht, das Gespräch auf den Grafen zu wenden, um klüglich nicht diese traurige Seite zu berühren. Doch begann sein Herz im Stillen der Hoffnung zu leben, die aus der Liebe zauberischem Reiche ihm winkte. Seine jetzt im Kriegsgetümmel übertäubten Gefühle erwachten nun mit neuer Gewalt. Der jungen Witwe stille Schwermuth, das sich tief aussprechende Wehe in ihren blassen Zügen, und das lohnende Gefühl, für sie und für ihr Eigenthum in den Kampf gegangen zu sein, ließen ihn die leichte Wunde, die er aus dem Feuerrohre eines der Kroaten erhielt, gänzlich vergessen, wenn nicht sein verbundenes Haupt Marien selbst aufmerksam gemacht hätte. Mit ängstlicher Sorgfalt bat sie ihn, seiner zu schonen und sich Ruhe zu gönnen. Doch lächelnd entgegnete Wallen: „Da würdet Ihr, schöne Frau, doch nur vergebens bitten. Diese leichte Wunde, die mich nur durch den Blutverlust schwächte, hat schon einer weit gefährlicheren Wunde Raum gegeben.“

Und damit legte er seine Hand auf seines Herzens laut pochenden Schlag, und blickte mit wehmüthiger Miene zu Marien auf. Und da schien es, als zöge die liebe Vergangenheit mit ihren süßen Bildern an ihrer Seele vorüber, und mit einem milden Engelslächeln winkte ihr aus jedem derselben eine freundliche Gestalt entgegen. Doch bald ward diese zu dem Bilde eines Kriegers in statt-

lichem Waffengeschmeide, und aus dessen gebräunten männlichen Antlitz schaute mit tiefem Ernst Wallen's seelenvolles Auge auf sie nieder, und wie sehnend breitete ihr die Gestalt die Arme entgegen. Da fühlte sie einen brennenden Kuß auf ihre herabhängende Rechte gedrückt; sie blickte auf aus ihren Träumereien und blickte in Wallen's leuchtendes Augenpaar. Kein Gebilde der Fantasie, in goldener Wirklichkeit sah sie noch immer das ihr einst so theure Wesen an ihrem Lager knien. „Steht auf, lieber Ernst,“ flehte sie leise, als fürchtete sie ihre Gefühle zu verrathen; doch der Ton, womit sie dies sagte, fuhr ihm schneidend durchs Herz. So hatte ihn ja ihr Mund oft genannt in jenen selig dahingeschwundenen Stunden, wo der Liebe Zauber sie umwehte, und wo ihre Seelen, im Einklange der Geister, in zarter Harmonie zusammenflossen. Damals war es anders! Da umfettete noch ihre Herzen Eine Fessel, da dächten Beide sich im Giland ihrer stolz erfüllten Wünsche und in Amors seligem Friedensreiche. Jetzt aber hörte ihr erschrockenes Ohr der Urne unheilshweres Rauschen, und unerbittlich streckte des Fatums Eisenhand das fürchterliche Zepher.

So sahen sie sich wieder. Der Liebe Genius hatte Ernst im Getümmel der Schlachten schirmend umschwebt, und auch dort, wo Mariens Gatte fiel, wo sein Herz vielleicht im Todeskampfe gebrochen, ein Herz, das ihr so groß und edel schien! —

Ernst verweilte nun auf ihrem Edelsitze, bis er von seiner Wunde genas. Das Heer der Kaiserlichen hatte sich indeß verstärkt und sah dem kommenden Treffen mit neuer Hoffnung entgegen. Da wurden Wallen's Bitten heftiger, Mariens Ohr ihnen immer geneigter. — „Ihr habt

nun genug Cuern Gatten, den Grafen, betrauert,“ äuferte sich Ernst's Ungeduld, „drum wischt diese Thränen von Cuern schönen Augen. Er hat einmal geendet, und von da unten kommt wol Niemand mehr auf unsere winzige Erde herauf. Legt Euer Trauerkleid und den schwarzen Schleier beiseit, zieht flugs das Brautgewand an, und werdet eines ehrlichen Kämpen treues Weib vor Gottes Altare!“

Und Marie sank an Wallen's kriegerisches Herz, und ihre Rosenlippen erwiederten während des unbeswingbaren Stürmers bräutlichen Kuß.

Und ein leises Geisterwehen umwallte die selige Gruppe.

Marie aber riß sich plötzlich aus Ernst's glühender Umarmung. Ein Fieberschauer durchbebte die Erbleichende, und ein schmerzhaftes Wehe tönte flüchtig herauf aus ihres Herzens Tiefen.

---

Ein stiller, feierlicher Abend hatte sich erquickend auf Flur und Felder niedergesenkt, und nur des Abendgestirnes freundliches Silberlicht leuchtete aus seinen Fernen auf die Erde herab und erhellte die einsame Straße, die ein Reiter, fest in seinen Mantel gehüllt und des Rosses Zügel in der Rechten haltend, düsteren Schweigens einherzog. Der tief herabgedrückte kriegerische Helm beschattete seine ernsten blassen Züge, und der zuweilen jäh aufblitzende Blick unter den dichten Brauen ließ seinem ganzen Wesen etwas Zurückschreckendes. Die hohl liegenden Augen und das wild unter des Hauptes Bedeckung hervorwehende lange Haar gaben der ernsten Gestalt sogar einen Anstrich

vom Geisterartigen, das noch mehr durch den Anblick des schwarzen Rosses hervortrat, welches den Reiter trug, und durch das Schnauben seiner Rüstern und durch den dumpfdröhnenden Hufschlag allein die öde Stille unterbrach. Er kam aus der schwedischen Gefangenschaft. Besinnungslos hingestreckt auf dem Schlachtfelde, war er in Feindeshände gefallen; nur der eifrigen Sorgfalt der Ärzte gelang es, ihn dem fast schon sicheren Tode zu entreißen. Als er seine Genesung erhielt, sollte er mit einem Transport nach dem innern Schweden abgehen. Da traf den Überraschten mit einem Male der Ruf seiner Befreiung. Die Seinen hatten nemlich viele Officiere, die aus der Armee der Kaiserlichen sich in der Schweden Gefangenschaft befanden, ausgelöst. Er war einer von ihnen. Die Umstände gestatteten es noch nicht, diese frohe Nachricht auch noch seinem theuern, daheim in banger Sorge harrenden Weibe mitzutheilen. Doch je näher er dem Orte ihres Aufenthaltes kam, desto beengender ward ihm ums Herz. Ein drückendes Gefühl der Ahnung ängstigte seine von Zweifeln gequälte Seele. Des Pferdes scharfer Trab ward zum trägen Schritte, und so zog er in düsterem Sinnen des Weges daher. Doch bald durchglühte ihn wieder neues freudenvolles Feuer, wenn er seines Weibes daheim mit liebender Sehnsucht gedachte, und ungeduldig spornte er seinen Gaul und nahte mit größerer Eile dem Orte seiner Bestimmung.

Da winkten ihm, als er die Straße einbog, des stattlichen, im Halbdunkel gelegenen Gebäudes undeutliche Umrisse entgegen. Da sah er flammendes Kerzenlicht aus den beleuchteten Fenstern ausströmen, und fester, immer fester zog er des Rosses Zügel an sich, als warne ihn die Stimme seines Genius, als vermähne sie ihn, zurückzu-

fehren von einem Pfade, der weiter Nichts als der Verzweiflung Schrecken für einen Lebensmüden zu bieten hat.

„Was soll dieser Glanz dort oben in den erleuchteten Sälen?“ fragte der Wanderer sich selbst, und fuhr hastig mit der Hand nach dem Herzen, denn ein schmerzhafter Stich drang durch dasselbe. „Doch ich habe sie ja so geliebt, vergöttert beinahe, — nein, das kann mein Weib nicht, so wird sie mir nicht lohnen! Oder — doch dann gäb' es ja keine Gerechtigkeit mehr auf Erden und über dieser Erde, und nur Trug und Meineid steckt hinter jeder Larve, die sich mit freundlichem Rosen einschleicht in das überlistete Herz, auf daß es dann, von ihren Skorpionbissen zernagt, sich verblute! Nein, es kann nicht sein! Das lügt ein finsterner Geist! So weit kann schnöder Trug nicht gehen. Drum muß ich Überzeugung haben, Gewißheit, und sei's die fürchtbarste!“

Und er zog des Weges weiter. Plötzlich durchsauste ein gewaltiger Windstoß die Lüfte, hoch bäumte sich das Ross, dem Reiter entfiel der kriegerische Helm und, wie auf den Flügeln der Nacht getragen, schien eine stehende Stimme ihm zuzurufen: „Rehr' zurück!“ — Wild presste der Reitermann die Sporen dem schäumenden Thier in die Seiten, und fort ging's, fort über den unterm Rosseshufe erdröhnenden Boden.

Da stand er nun am einsamen Pförtchen im Hintertheile des Gebäudes; am Baume festgebunden, scharrete sein feuchender Rapp. Er zog den Schlüssel, den er beim Abschiede zu sich genommen und behutsam verwahrt hatte, hervor und öffnete die Thüre. Leise schritt er über die ihm wohlbekannten Gänge und dann die Treppe zu dem, ihm theuern Gemache hinauf. Jetzt bewegte sich die Klinke un-

ter dem Drucke seiner zitternden Hand; bleich und unsicheren Schrittes öffnete er sachte, und — stand vor ihr, der Heißgeliebten und Ersehnten. Aber dicht an Mariens Seite saß, sie umschlungen haltend im traulichen Gespräche, ihr Gatte, so eben durch Priesters Hand mit ihr verbunden.

„Hier laß uns von dem lauten Gewirre der jubelnden und zechenden Brautgäste in erquickender Zurückgezogenheit ausruhen,“ sprach Wallen seelenvergnügt, „mögen sie drüben tosen und lärmen, hier an der Seite meiner lieben Marie, hier wird mir wieder so wohl, hier fühl' ich's, wie feurig ich dich liebe, und nicht wahr, du wirst sie erwidern — meine Liebe?“

„Ewig, ewig!“ rief sie mit glühender Hingebung, sich fest an ihn anschmiegend, während ihr Auge an seinem Auge hing, das freudig auf sie niederblickte.

„Ewig?“ sprach es; erschrocken blickte Marie auf. Da sah sie dicht vor ihr Brenner's Gestalt, die aus gespenstischen Augenhöhlen, weit vorgebeugt, sie anstierte und ihre geisterartigen Züge zu einem grinsenden Lächeln verzog.

„Jesus, mein Heiland!“ kreischte sie, zusammenschauernd im eisigen Schrecken vor dem Furchtbaren, das sich ihr zeigte, und stürzte sinnlos zu Boden. Brenner aber seufzte tief auf, krampfte die Hand schmerzhaft zusammen im zerrwühlten Busen, blickte noch einmal hin auf die ihm einst so theure Gestalt, und fort stürzte der Unglückliche, dem ein finsterner Dämon sein kurzes Glück zernichtete.

Mariens Sinne blieben zerrüttet seit dieser fürchterlichen Stunde, wo sie des im Kampfe Gefallenen Geist, der gekommen sei, sie der Untreue zu zeihen und ihr deshalb Vorwürfe zu machen, zu schauen wähnte. Sie wurde ein trauriges Opfer des Wahnsinns, der ihr nur wenige



lichte Augenblicke gestattete, um sie darin ihr Elend nur desto tiefer noch fühlen zu lassen. In einem heftigen Anfälle von Raserei endete die Unglückliche neun Monden nach jener furchtbaren Katastrophe, die dem Urheber selbst bald darauf das Leben kostete.

Denn im tiefsten Weh der Vernichtung war Graf Brenner aus dem Schlosse gestürzt, hatte sich auf's Ross geworfen und war fortgejagt in dumpfer Verzweiflung, fort — seinem finstern Schicksale entgegen. Zerschellt und zersplittert fand man bald darauf seinen Leichnam und den seines erschlagenen Pferdes. Ross und Mann war hinabgestürzt in den düstern Schacht eines weitgähnenden Felsenabhanges, wo sich der Unglückliche an den spitzen Riffen des Steingeklüftes jämmerlich zerschmetterte und so sein Grab fand. Wallen aber, dessen freudenleeres, ödes Dasein bittere Vorwürfe über jene unglückseligen Ereignisse trübten, war rühmlich gefallen in einer siegreichen Schlacht, und hatte sich so auf seinen errungenen Trophäen, von Siegeslorbeern umkränzt, mit seinem finstern Schicksale wieder ausgesöhnt.

---

Der  
Nezenfent im Monde.

---

Humoreske

von

C. A. Kaltenbrunner.

Ein artig' Schauspiel würd' es geben,  
Wenn wir, entrückt der Erde Au'n,  
Auf unser Streben, unser Leben  
Vom Monde könnten niederschau'n.

---

Daß es im silbernen Cicisbeo unserer Erde Leute gibt mit Händen und Füßen, Nasen und Ohren, wie wir, wird von meinen Lesern und Leserinnen kaum Jemand bezweifeln; daß aber Luna's Söhne uns auf 50,000 Meilen Entfernung mit Besuchen beehren, in unsichtbaren Gestalten unsern Planeten bereisen, daß sie vernünftiger sind als wir, unsere Thorheiten wacker durchhecheln, und sich darüber zu Hause recht lustig machen, — das wird wol Vielen etwas ganz Neues sein. Ich selbst müßte dies für pudelnährisches Zeug halten, wenn ich nicht — zu meinem größten Staunen — durch ganz außerordentliche Gelegenheit ein kritisches Blatt, unter dem Titel: „Literarischer Hautzahn in die Rippen, für Galle, Milz und üble Laune,“ direkte vom Monde erhalten hätte, worin ein beißender Rezensent jenes sonst so sanften, von den Dichtern so viel besungenen und von den Verliebten so gärtlich beseytzten Himmelskörpers seine Reise nach der Erde beschreibt.

Man kann sich wol denken, mit welchem geistigen Heißhunger ich über den überirdischen Hautzahn herfiel, und wie ich ihn nicht schnell genug verschlingen konnte. Als dies endlich geschehen war und ich mich von meinem Staunen etwas erholt hatte, fing ich an, das Ganze zu ver-

dauen, das ist: darüber nachzudenken, und ich fand die entwickelten Ansichten des lunarischen Unbekannten so wahr und ferngesund, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, dieselben auch meinen sublunarischn Lesern und Leserinnen mitzutheilen. Damit ich mich aber vor jedem Verdachte sicher stelle, als hätte etwa ich selbst die Kritik des Wanderers mit Beisätzen vermehrt, verschärft, oder gar unterschoben: so erkläre ich im Voraus, daß ich den ganzen Aufsatz Wort für Wort aus dem Mondsbllatte abschreibe, ohne unter meinen Erdenmitbürgern ein Plagiarist zu sein.

Wir wollen nun den Herrn Doktor K a f o d a i m o n o s, so nennt sich der satyrische Mann im Monde, hören. Indem er eine lange Einleitung über seine Reiseabenteuer auf der Gilgasluftfahrt vom Monde herab, eine Masse von spaßigen Notizen über unsere Sitten und Gebräuche \*) u. s. w. abhandelt, geht er auch auf das Theaterwesen über, und macht dagegen die heftigsten Ausfälle. Er schont weder Dichter noch Schauspieler, weder Kompositours noch Sänger, weder Rezensenten noch Publikum, und — auch Sie nicht, holde Damen! — Das böse Mondkind hat Sie meine Gnädigen, gegen den Schluß hin besonders hart mitgenommen. Gern würde ich aus Verehrung gegen das schöne Geschlecht die betreffenden Stellen weglassen, oder doch wenigstens sie mildern, müßte ich nicht die öffentliche Rache des Doktors fürchten, wenn sein Originalaufsatz durch den Nachdruck auf Erden entstellt würde.

Er beginnt mit folgenden Worten:

---

\*) Unter Anderem findet er den Gruß der europäischen Männer mittelst Abziehen des Hutes höchst komisch.

Thespis Karren hat sich, trotz des ewigen Jammers der Erdenkinder über Noth und Sorgen, in den meisten größeren Städten Europa's in prunkende Tempel verwandelt. Man betritt sie mit hohen Erwartungen, und in der That hat sich die Kunst der irdischen Thalia auf eine nicht unbedeutende Stufe der Ausbildung geschwungen. Ich bin jedoch nicht gesonnen, dies Lob weiter auszuspinnen, will aber auch nur (per parenthesin und claudatur) zuerst von den zahlreichen verunglückten Breterkünstlern, von den sogenannten Kulissenreisern, von gänzlichem Mangel des Studiums und geistlosem Abhaspeln der Rollen, von dem Verreißen aller Glieder, von der Karrikatur der Geberden, von der falschen Betonung und schlechten Deklamation, von der ekelhaften Affektation, von der zu aufmerksamen Freundschaft mit dem Souffleur, und von unzähligen andern Fehlern der Schauspieler sprechen, — ich würde nicht fertig werden. Im Ganzen aber war ich mit den irdischen Jüngern der Bühnengöttin zufrieden; denn ich bin, wie ich mir schmeicheln darf, einer der genügsamsten Kritiker des Mondes. Die verehrten Bewohner der Erde würden mir aber kaum glauben, wenn sie es hörten, daß ich behauptete, ihr Geschmaçk schreite rückwärts, und der eigentliche Zweck des Theaters gehe nach und nach verloren, das heißt: dieses höre auf, als Spiegel des Lebens zu dienen.

Wohin ich kommen mochte, trieb man sich mehr oder minder mit tollen Possen und Zauberspielen herum. Das arme Schau- und Trauerspiel liegt unheilbar darnieder. Man will keine Szenen, worin der höhere Mensch im Kampfe mit sich und dem gewaltigen Schicksal auftritt; man will alle tieferen Gefühle, Rührung, Mitleid, Er-

schütterung, oder gar Thränen sorgfältig vermeiden; „dies Alles,“ so sagen sie, „haben wir ja ohnehin zu Hause.“ Darum nur Possen und Parodien, Zaubereien und Flugwerke, je toller, desto besser. — Um hievon ein einziges Beispiel zu geben, citire ich die Worte des Pächters aus der Parodie: „die schwarze Frau,“ welcher sagt: „Meine Mutter war ein Kind von fünf Jahren, als sie starb.“ — Wollen Sie noch mehr?

Die Oper, welche Adolph Müllner, ein irdischer Kritikus, zwar etwas gar zu stark, ein Rührei von Kunst und Unsinn nennt, erfreut sich auf der Erde eines großen Beifalles. Nur darf die Musik nicht viel Studium haben, sonst wird sie trocken und langweilig genannt. Darum können sich die tiefer denkenden Deutschen mit den leicht hin hüpfenden Franzosen und süß klingelnden Italienern nicht in den Schranken erhalten, und sie werden es so lange nicht können, als sie nicht von dem Einklange mit dem Dichter abweichen, das heißt: das Ernste, das Schauerliche und Erhabene, eben so wie das Fröhliche und Ländelnde, mit leichten wohlklingenden Melodien ausdrücken, und — gegen ihr eigenes Gefühl — dem verwöhnten Zeitgeschmacke huldigen. — Es ist etwas Bekanntes und Altes, daß die Deutschen ihren Werth nicht kennen und Alles von der Fremde holen, was sie besser am eigenen Herde besitzen. Sie jagen nach französischen und italienischen Opern, wie einst die Argonauten nach dem goldenen Vließ. Ich aber kann den Eindruck nicht genug schildern, welchen die deutsche Musik, z. B. jene des Freischützen mit dem schwarzen Jäger und der Wolfschlucht, auf meine Mondseele hervorbrachte. Lange Zeit sang und summtete ich nichts Anderes als die Arie: „Durch die Wälder, durch

die Uen.“ — Ich empfehle diese Oper allen Theaterdirektionen unseres Mondes. Wie wird unser Publikum staunen, wenn es den Teufel, der bei uns noch ganz unbekannt ist, als Samiel erblickt. Der Teufel wird bei uns Furore machen und bald einheimisch werden.

Was die Theaterkriminalrichter, das heißt die Rezensenten betrifft, so muß ich jetzt noch über die täglichen und ellenlangen Berichte herzlich lachen, womit sich die armen Kritiker auf dem Erdballe gegen die Schauspieler und unter einander abplagen. Täglich fand ich die kritischen Blätter mit mühsam gesuchten oder abgedroschenen Phrasen, weitläufigen, philosophischen, psychologischen und allen möglichen abstrakten und kontrakten Abhandlungen, oft aber auch mit grellen Lügen und unverschämten Lobhudeleien angefüllt. — Sie schwätzen und faseln von französischen, englischen, süd- und norddeutschen Schulen und Manieren, als ob sich das wirkliche Leben, welches doch auf der Bühne dargestellt werden soll, gleichfalls nach Schulen richtete. Ist dies nicht possierlich? Wann werden sie einsehen, daß sich die ganze Kritik auf zwei Worte reduzieren läßt? daß es genug sein würde, wenn man den Schauspielern täglich und mit Stentorsstimme zuriefe: „Wahrheit! Natur! Wir wollen nichts von euch, als Wahrheit und Natur!“

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Erdrezensenten ist ferner die Gewohnheit, daß sie immer mit Wir sprechen, als ob das ganze Publikum damit einverstanden sei, während dasselbe größten Theils ganz anders denkt und spricht. — Noch ein anderer Umstand fiel mir auf: der nemlich, daß sie ihre Rezensionen entweder gar nicht, oder mit erborgten Namen unterzeichnen. Geschieht dies dar-



um, weil sie entweder förmliche Unwahrheit sprechen, folglich vor der Welt sich schämen müßten? oder weil sie die Wahrheit zu stark sprechen, daher fürchten müßten, von den betheiligten Dichtern und Schauspielern angefallen zu werden?

So grimmig aber auch die Rezensenten zu Felde ziehen, so erbarmte mir doch Mancher von ihnen, wenn die ge- und betroffenen Schauspieler ihrer Wuth über die Rezension Luft machten.

Man darf sich darüber nicht wundern, denn Jeder „auf den Bretern, die die Welt bedeuten,“ hält sich für einen Künstler, und es fordert der erste Rothurntreter, wie der stumme Statist, unbedingte Anerkennung seiner Kunst. Welche Wuth nun, wenn sie öffentlich getadelt oder nicht genug gelobt werden! -- Diese blinde Eigenliebe, dieser alberne Künstlerstolz wird ewig die Klippe bleiben, an welcher die wahre Kunst scheitert.

Es wäre übrigens sehr unbillig, wenn ich nicht manchen der europäischen Bühnenhelden für würdig hielte, bei uns auf dem Monde in einigen Gastrollen gesehen zu werden, und ich glaube auch, eine Einladung, zu uns heraufzukommen, würde ihnen eben so überraschend als schmeichelhaft erscheinen.

Wie aber könnte man sie herauftransportiren? Wie wäre dies bei der ungeheuern physischen Schwere der Erdbewohner möglich? Man müßte an alle unsere Physiker eine Preisfrage ausschreiben, und sie würden sich wol vergeblich die Köpfe zerbrechen; denn ich sah auf der Erde Menschenungeheuer, die mehr als zwei Zentner wogen. Wie könnte man dies enorme Gewicht 50,000 Meilen weit heraufschiffen? Ich kann übrigens meine theuren Lands-

Leute im Monde versichern, daß die Erdbewohner eine unbeschreibliche Neugierde hegen, uns einmal zu sehen. Aus eben diesem Grunde, glaube ich, haben sie schon mehrmal das Fliegen versucht, aber es erging ihnen eben so übel, wie dem armen Ikarus. Mit den Luftballons steigen sie zwar auch in die Luft; sie müssen sich aber vom Ballon führen lassen, wohin es diesem beliebt; sie würden daher unsere ganze Mondscheibe verfehlen, so groß sie auch ist. — Doch — wohin gerathe ich? — Verzeihen Sie diesen kleinen Abstecker, ich kehre zu meinem Thema zurück.

In mehren Städten, besonders in Deutschland, habe ich mich vortrefflich unterhalten, wenn ich den Ärger abrechne, welchen mir das Theaterpublikum überall verursachte. Sie fragen warum? Ich meine die häufigen Unarten desselben. Warum schreiben die irdischen Theaterreferenten immer nur gegen die Dichter und Schauspieler, nie aber gegen das Publikum? Da gäbe es so viel zu berichten, so viel zu klopfen! — Bei uns auf der Luna herrscht, wie Sie wissen, sobald die Kurbine aufgerollt ist, die tiefste Stille, die gespannteste Aufmerksamkeit. Jeder und Jede denkt nur daran, daß sie sehen und hören, was auf der Bühne vorgeht, daß sie kein Geräusch, keine Störung verursachen, und sich überhaupt so betragen, wie es den Gebildeten geziemt. Ist dies auch auf der Erde so? Mit nichten! — Während man mit ganzer Seele an einer schönen Szene hängt und kein Wörtchen davon verlieren will, trabt ein aufgeblähter Modefant mit laut fnarrenden Stiefeln, obendrein oft gar mit Sporen, ins Theater, schlägt die Thür mit aller Hefigkeit zu, und hält es noch für eine Bravour, wenn sich Alles voll Unwillen nach dem Ruhestörer umsieht. Dort schwätzen und lachen ein

paar Geister von gleicher Größe ganz unbefangen, und geben sich ihrer Fantasie so sehr hin, daß sie auf der Gasse zu sein wähnen. Während man ein anderes Mal einer besonders rührenden Stelle horcht, wird plötzlich das Nasentuch mit laut gellender Gewalt appliziert, oder es geschieht irgendwo ein heftiger Ausbruch des Gesichtsvorsprunges durch ein zwangloses, Parterre durchhallendes Niesen. Und oft welch ein Husten und Räuspern, daß mir völlig bange ward! Oft geschah es mir auch, daß sich hinter mir ein Kleeblatt halb erloschener Stutzerseelen postirte, die ihre überflüssige Gegenwart durch lautes Schimpfen über Alles kund gaben. Was mußte ich anhören! Welch einfältige Bemerkungen! Welch abgeschmackte Urtheile! Mitunter welch triviale Dinge! — Ein paar Mal überfiel mich der Ärger so heftig, daß ich einem dieser arroganten Ignoranten aus allen Kräften eine Ohrfeige versetzte. Leider aber sind wir Mondbewohner gegen die Erdmensch zu fein, zu ätherisch, — er fühlte nichts von dem gewaltigen Schläge meiner Hand als einen kleinen Ritzel. Wie gern hätte ich sie tüchtig gerüttelt! — Eben so wenig drang in ihre, übrigens weitläufigen Ohrentrichter der Schall meiner Stimme. Ich erkundigte mich später, wie die abscheuliche Unart des Schimpfens und Schmähens sich so sehr verbreiten konnte, und ich erfuhr, daß dies nur von jenen kleinen Leuten geschieht, die sich dadurch bemerkbar und groß machen wollen. O thränenwerthe Größe! — Am meisten ärgerte ich mich über die Frauen, welche auf der Erde das schöne Geschlecht genannt werden und sich darauf viel zu Gute thun.

Dieses sogenannte schöne Geschlecht erzürnte mich vor Allem wegen der klasterbreiten Hüte, da sie vor wenigen

Jahren noch Mode waren, gegenwärtig aber wegen ihrer riesenhohen Hauben. Man mag sich noch so sehr strecken und dehnen, die Aussicht auf die Bühne ist ganz gesperrt, und wehe dem, der hinter diese Maschinen und Flugwerke, hinter diese Batterien zu stehen kommt! Hierzu rechnet man noch die auch unserem Weibervolke im Monde angeborne Gabe der Zungenfertigkeit, die nicht einmal während der Darstellung ruhen kann. Welch ein ewiges Flüstern, Richern, Zischeln und Schwätzen! Es nimmt kein Ende, bis nicht das Stück selbst zu Ende geht. Man möchte wahnsinnig werden! Manche darunter zeichnen sich hierin besonders aus und bilden förmliche Klubs, in deren Nähe es selbst die Erdenmänner nicht auszuhalten vermögen. Da hört man alle Begebenheiten des Tages erzählen, Alles bekritisiren, und das allergewöhnlichste Alltägliche laut verhandeln, wenn auch die Darstellung auf der Bühne die vollste geistigste Aufmerksamkeit verdiente. Woher mag diese so sehr belästigende Gewohnheit kommen? Warum setzen sie das Bartgefühl, welches an dem schönen Geschlechte doch so sehr gerühmt wird, ganz bei Seite? Haben sie wegen des täglichen Theaterbesuches kein Interesse mehr am Schauspiel? Warum gehen sie dennoch hinein? Oder geschieht dies vielleicht nur wegen des Cissbeates, welches im Theater am bequemsten und darum am häufigsten geübt wird? Ich werde es beinahe errathen haben und bin darum so kühn (weil ich 50,000 Meilen von den Damen der Erde entfernt bin, sie es folglich nicht erfahren können), zu versichern, daß ich hinsichtlich der öffentlichen Kourmacherei ganz erstaunte.

Sie, meine verehrtesten Damen in unserem Monde, Sie, die nur für Ihre Männer und nur in ihnen leben,

Sie, die gar keinen Begriff von Untreue haben, würden mir kaum glauben, wenn ich Ihnen die zärtlichen öffentlichen Rendez-vous, dies pünktliche Zusammentreffen, diese schmachtenden Blicke, diese süße, eifrige Unterhaltung und dabei die unglaubliche Duldsamkeit der Männer beschreiben würde. Diese artige Sitte hat sich von Italien mit vollem Glücke nach Deutschland verpflanzt, und die deutschen Damen finden sich dabei ganz behaglich. Darum möchte ich wol sehr daran zweifeln, ob es noch heut zu Tage Weiber von Weinsberg unter ihnen geben würde. Wird es vielleicht für die Zukunft besser werden? Man würde mich auf Erden einen bösen Augur nennen, wenn sie unten mein festes „Nein“ hörten. Die Töchter, die nächste Generation, bilden sich treu nach den Müttern, besuchen als Kinder schon das Theater; sehen, hören und lernen Alles, was sie gebildet und interessant zu Allem, nur nicht zu Weibern macht. Wie soll unter diesen Umständen dem frühen Liebeln, der Koketterie, der Puffsucht, dem Ruine der Männer, gesteuert werden? Wahrlich, von ganzer Seele wünschte ich den armen Ehemännern der Erde das Glück, Frauen zu besitzen, wie Sie sind, gnädige Damen unserer keuschen Luna! Sie, die es für ein halbes Verbrechen ansehen, vor erlangter Großjährigkeit einen Mann zu küssen. O wie glücklich sind wir Männer im Monde!

Übermals bin ich von meinem Theaterthema abgewichen, und es ist Zeit wieder einzulenken, da ich noch ein paar Artikel abzuhandeln habe. Der erste betrifft die Fragen: Welcher ist der Erfolg der theatralischen Vorstellungen? Erreicht die Bühne ihren höhern Zweck? Fühlen sich die Menschen angezogen von dem Siege des Guten und

Schönen? Erkennen sich die Schurken in ihren Ebenbildern? Erschrecken sie vor der Strafe der Schuld? Finden die leichtsinnigen Weiber die Kopien ihrer Flatterhaftigkeit und Untreue? Fühlen sie Reue und bessern sie sich? Übt man im Leben, was auf der Bühne Edles und Erhabenes dargestellt wird? — Ich habe der Beantwortung dieser Fragen durch das Vorhergehende zum Theile schon vorgearbeitet, und kann eben darum auf alle dieselben wieder ein trockenes „Nein“ entgegnen, wobei ich zur gänzlichen Bestätigung nur auf den Gefrierpunkt der Gefühle bei den gewöhnlichen Theaterleuten (Theaterbesuchern) hinzeigen darf. Warme empfängliche Gemüther sind nur selten noch zu finden, und es erfordert fürwahr eine herkulische Dichterkraft, das triplex aes circumspectus zu durchdringen. Man kann sich daraus erklären, warum über Leute vom Lande gelacht wird, wenn sie sich im Theater ihren natürlichen, unverdorbenen Gefühlen überlassen, von Herzen lachen oder bei ergreifenden Szenen sich die Augen trocken. Weinen — welche Gemeinheit! Man unterhält sich im Trauerspiele eben so gut, wie im Lustspiele. Wie gefällt Ihnen das Erdenvolk?

Der andere Artikel, welcher auch der letzte sein soll, betrifft meine Versicherung, daß ich unter allen Ständen auf der Erde am allerwenigsten ein Theaterdirector zu sein wünschte. Welche ewige Plage mit dem Publikum! Er müßte zaubern können, ein Halbgott sein, wenn er alle Forderungen, die man an ihn stellt, befriedigen könnte. Er ist einer der allgemeinsten öffentlichen Gegenstände des Gespräches, er und seine Bühne bilden einen Haupttheil des täglichen Redestoffes in allen Gesellschaften, und es ist nicht leicht ein einziges Männchen von bon ton zu treffen.

fen, daß nicht jeden Tag wenigstens einmal vom Theater spräche. Aber wie übel geht es dabei dem Direktor! Der Eine findet dies, der Andere jenes im schlechtesten Zustande; Jeder schimpft über die Wahl der Stücke; Jeder will nur seinem eigenen Geschmacke gehuldigt wissen. Der Eine verlangt lauter Possen, der Andere nur klassische Stücke; Der nur Familiengemälde, Jener nur heroische Schauspiele, Dieser nur feine Konversationsspiele, Jener lauter Zaubereien, die Meisten verlangen Opern, Alle aber wollen immer etwas Neues. Und je mehr Genüsse der Direktor zu verschaffen sucht, desto höher werden die Forderungen, und er sieht sich gedrängt von allen Seiten. Ob aber das Publikum, dankbar genug, bei höheren Leistungen des Direktors auch bereit sei, höhere Unterstützung zu gewähren — dies muß ich, da ich mich auf der Erde nicht lange genug aufhalten konnte, mit einem Fragezeichen beschließen?

Dr. Kafodaimonos,

oberster Hoftheater-Rezensent, außerordentlicher Professor der höheren Schauspielererziehungskunde, korrespondirendes Mitglied sämtlicher kritischen Theatergesellschaften, und Ehrenmitglied aller fliegenden Truppen im Monde.

---

**A f f o r d e,**

angeschlagen

von

Dr. L. Fleckles, Philipp v. Körber,  
Ed. Mikolasch und Eduard Silesius.

---



Den Ton schlag Jeder freudig an,  
Der ihm geläufig geworden:  
Was einzeln leicht verflingen kann,  
Das hört sich gut in Afforden.

---

1.

## Vom gefangenen Mann.

**K**ennt ihr das Lied vom gefangenen Mann?  
Es spricht mich immer so traulich an,  
Das Lied von dem Armen, der, freudenlos,  
Gefesselt schmachtet im Erdgeschoß;  
Moosige Kerkerwände ringsum,  
Ewig trauernd und ewig stumm;  
Unter den Füßen Grabgesteine,  
Wo Väter schlummern im kalten Vereine,  
Die vor ihm litten — denen das Grab  
Tröstend den ewigen Schlummer gab. —

Was macht nur den Armen doch manchmal vergnügt,  
Daß er nicht vor unendlichem Gram' erliegt?  
Das Bischen Arbeit, daran er spielt,  
Und einen gewaltigen Meister sich fühlt —  
Das Bischen Träumen, das ihn bethört,  
Wenn er draußen die Vögelein singen hört —  
Das Bischen Hoffen, daß droben es frei,  
Daß über dem Kerker — kein Kerker mehr sei.  
Und denkt er zuletzt an die ewige Ruh',  
Wird's leicht ihm zu Muth' und er lächelt dazu,  
Blickt auf die unzähligen Gräber umher,  
Und ruft: „Ihr duldet und weinet nicht mehr!“

Dich jammert der arme gefangene Mann,  
Und sein Schmerzlied spricht dich so traulich an,  
Daß du, selbst vergessend den eigenen Schmerz,  
Nur dem Armen öffnest dein volles Herz. —  
Du gute Seele, um den du weinst,  
Der steht dir näher, als du es meinst,  
Und spricht dich treulich und traulich an:  
Du selbst bist, Mensch, der gefangene Mann!

Eduard Silesius.

---

## 2.

**L i e b e s r u f .**

**K**ennst du das Weinen  
 Seliger Freude?  
 Kennst du die süßen,  
 Glühendes Sehnen  
 Lindernden Thränen,  
 Und das Entzücken,  
 Das aus den Blicken  
 Seliger Liebe zum Bunde dich ruft? —

„Kenne das Weinen  
 Seliger Freude;  
 Kenne die süßen,  
 Glühendes Sehnen  
 Lindernden Thränen,  
 Und das Entzücken,  
 Das aus den Blicken  
 Seliger Liebe zum Bunde dich ruft!“

Kennst du den Zauber,  
 Welcher so mächtig  
 Liebende Seelen,  
 Wonnedurchdrungen,  
 Ewig umschlungen;  
 Der das Verlangen,  
 Ewig gefangen,  
 Nimmer befreit aus der sicheren Haft?

„Kenne den Zauber,  
 Welcher so mächtig  
 Liebende Seelen,  
 Wonnedurchdrungen,  
 Ewig umschlungen;  
 Der das Verlangen,  
 Ewig gefangen,  
 Nimmer befreit aus der sicheren Haft!“

Kennst du die Mächte,  
 Welche mich rufen,  
 Daß ich die Leier,  
 Daß ich sie wieder  
 Wecke die Lieder;  
 Daß dieses Drängen  
 Sich in Gefängen  
 Hoch und geheiligt himmelan hebt?

„Kenne die Mächte,  
 Welche dich rufen,  
 Daß du die Leier,  
 Daß du sie wieder  
 Weckest die Lieder;  
 Daß dieses Drängen  
 Sich in Gefängen  
 Hoch und geheiligt zum Himmel erhebt!“

Komme, so komme,  
 Keinstes der Herzen,  
 Theile den Himmel  
 Liebender Mächte,  
 Theile der Mächte

Himmliche Freuden,  
Oh' sie verscheiden,  
Nimmer zu kommen, wenn sie entfloh'n!

„Sänger, ich komme  
Liebenden Herzens,  
Theile den Himmel  
Liebender Mächte,  
Theile der Mächte  
Selige Freuden,  
Oh' sie verscheiden,  
Nimmer zu kommen, wenn sie entfloh'n!“

E. Mikolafch.

---

## 3.

**Nur Eines blieb treu.**

**W**ar einst ein Jüngling, ein rascher Gesell,  
 Lacht' ihm das Leben so goldenhell,  
 Liebte ein Mädchen, hold, wie der Mai:  
 Täuscht' ihn auch Alles; sie bleibt ihm ja treu.

Liebe, wie glühend, verglüht doch zu bald,  
 Fast' ihn das Leben mit tück'scher Gewalt.  
 „Leben“ — so rief er — „stets wechselnd und neu,  
 Laß dich umflammern und bleibe mir treu!“

Warf sich in's bunteste Lebensgewühl,  
 Trieb mit dem Ernste sein tändelndes Spiel,  
 Sagte von Allem, was bleibet, sich frei,  
 Blieb nur dem Wechsel, dem gaukelnden, treu.

Aber das Neue — ward endlich ihm alt;  
 Was ihn erwärmte — ward endlich ihm kalt,  
 „Fort über's Meer! Dort ist Alles noch neu,  
 Meinem Columbien bleib' ich dann treu!“

Aber die Welt ist ja — üb'raU die Welt,  
 Die ihm der Dämon des Gfells vergällt.  
 Glück und Gesundheit floh ihn — und Neu',  
 Die schleichende Natter nur blieb ihm treu.

Als Bettler schwamm er zur Heimat zurück,  
 Und suchte die Freunde mit nassem Blick —  
 Er findet Keinen; es ist vorbei:  
 Jammer und Elend nur bleiben ihm treu.

Da spricht eine rührende Stimm' ihn an  
 Aus dem Herzen, dem einst er so weh' gethan,  
 Ein Echo aus fernstem Lebensmai:  
 „Kennst du mich, Armer? — Ich blieb dir treu!“ —

Vorüber, vorüber, Wechsel und Noth;  
 Gerettet ein Herz von Sehnsuchtstod,  
 Gerettet ein Herz von ertödtender Neu',  
 Und nur Eines blieb ihm — die Liebe nur treu!

Eduard Silesius.





## Unter Freunden.

So sitzen Freunde wir so ernst beisammen,  
 Und hatten uns zum Scherzen eingefunden,  
 Wir denken der verlebten Jugendstunden,  
 Wenn hell gelodert uns're ersten Flammen?

Der Eine will ein streng Geschick verdammen,  
 Er zweifelt, ob er jemals wird gefunden;  
 Ein Zweiter klaget über frische Wunden,  
 Die bluten neben kaum verheilten Schrammen!

So sitzen wir die Fröhlichen zum Scheine,  
 Und klagen hier im traulichen Vereine,  
 Und Jeder glaubt, daß er um's Beste weine.

Wie anders saßen wir vor wenig Jahren,  
 Da wir gelitten nichts und nichts erfahren,  
 So glücklich bei des Vaterhauses Laren!

Dr. Leopold Fleckel.

---

## 5.

## Lebensansichten.

## I.

Unser Leben ist ein Wandeln  
 Von der Alpenhöh' herab  
 In des Lebens letzte Tiefe,  
 In das ewig stumme Grab.

Unter bunten Alpenblumen  
 Spielt das unbefang'ne Kind,  
 Wie die Lämmchen auf der Weide,  
 Immer wohl und froh gesinnt —

Wie die Lüfte auf den Bergen,  
 Immer frei, gesund und rein,  
 Lächelnd, wie die Alpentristen  
 In der Sonne Morgenschein. —

Knabe, du mußt abwärts steigen —  
 Und den Jüngling schließt ein Hain  
 Tausendjähr'ger Eichengreife  
 Tief in seine Schatten ein.

Aus bemoosten Zweigen schallen  
 Tausend Stimmen, wundervoll,  
 Ründend, was die Vorkwelt übte,  
 Was die Nachwelt üben soll.

Kannst du auch die Welt nicht schauen,  
 Ist die ganze Welt doch dein,  
 Denn in jenen Geisterstimmen  
 Zieht sie in dein Inn'res ein.

Aber deutlich willst du schauen,  
 Wie die Welt so schön und groß,  
 Stürmisch brichst du durch die Waldung,  
 Die die Aussicht dir verschloß.

Und du stehst am Felsenrande —  
 Gott, wie ist die Welt so groß!  
 Solches sahst du nicht im Walde,  
 Nicht auf deiner Alpe Schooß.

Hundert Thäler schaust du unten —  
 Durch einander bunt gestreut,  
 Scheinen sie hinauszulaufen  
 Bis in die Unendlichkeit.

Welch ein Leben! — Tausend Menschen  
 Treiben drunten Scherz und Schwank.  
 Ach, wie sind die lieben Menschen  
 Schmuck und schön und waffenblank!

Freudenfeuer siehst du lodern —  
 Bei der Menge Jubeln quellt  
 Wirbelnd Rauch aus grüner Tiefe —  
 Opfert man dem Herrn der Welt?

Und wie prächtig jene Zinnen  
 Blinken, dran der Lustwald grenzt,  
 Dessen üppig = grüne Wipfel  
 Hell der Mittagstrahl beglänzt!

Ach, Magnet der Welt, wie ziehst du! —  
 Und der Jüngling stürmt in's Thal,  
 Seine schwache Kraft zu mengen  
 In das lebenvolle All. —

Hörtest zu von jenem Helden,  
Den Alcinen's Reiz bethört? —  
Er erfuhr nur, was das Leben  
Jeden Sterblichen gelehrt.

Alle Thäler sinken — schwinden —  
Immer kleiner wird sein All —  
Wird, stets mehr um ihn verschrumpfend,  
In der Tief' ein winzig Thal.

Drunten toset Schlachtgetümmel —  
Ach die Menschen, schmuck und blank,  
Morden sich in blut'gen Reihen:  
Kriegespiel heißt solcher Schwank!

Und gen Himmel lodern Städte,  
Deren Pracht in Schutt versinkt —  
Ach, es sind die Freudenfeuer,  
Die wie Opferglut geblinkt!

Jene Zinnen sind die Kerker,  
Wo die Schuld und Unschuld weint,  
Und der Lustwald ist — ein Kirchhof,  
Wo der Mond auf Gräber scheint.

Alles ruht — der Wanderer schreitet  
Einsam durch die Mitternacht.  
Ach, so herrlich glänzt die Alpe  
Hinter ihm in Sternenpracht!

Tiefer steigt er — tiefer, tiefer —  
Und verliert sich in den Schacht. —  
Weilt er wol auf seiner Alpe,  
Wenn er Morgens neu erwacht?

---

## II.

Menschenleben, o wie gleichst du  
 Einer Wandrung aus dem Thal  
 Über höchste Alpengipfel  
 Nach dem ew'gen Himmelsaal!  
 Tief im dunklen Thalesgrunde  
 Ist das Menschenkind erwacht. —  
 Sproßt es auf, wie Wiesenblumen?  
 Taucht es auf, wie Licht aus Nacht? —  
 Nein, es hängt nicht, wie die Blume,  
 Fest am weichen Mutterschooß,  
 Wie der Lichtstrahl, hüpfst es weiter  
 Aus der Schlucht, der es entsproß.  
 Schäfchen weiden — Herden läuten  
 Auf dem grünen Rasenhang,  
 Und das Kind erklimmt den Hügel,  
 Folgt dem Spiel, dem süßen Klang.  
 Hinter ihm liegt bald die Wiese,  
 Und die Hirtenflöte schweigt,  
 Und vor ihm rauscht dunkle Waldung,  
 Schattig = kühl und dicht bezweigt.  
 In des Haines Schattengängen  
 Hält ihn die Begeisterung wach,  
 Und er sinnt dem dunklen Räthsel  
 Seines Erdenlebens nach.  
 Doch des Räthsels Lösung lautet:  
 „Wirke, schaffe für die Welt!“  
 Thatendrang treibt ihn in's Freie  
 Aus dem grünen Buchenzelt.

Unabsehbar liegt die Erde,  
 Seiner Thaten Tummelplan,  
 Vor des Jünglings Aug' und Seele,  
 Wie ein Eden, aufgethan.

An dem Waldessaume grünen  
 Saatenfelder, segenvoll,  
 Und sein Pflug durchfurcht die Erde,  
 Daß sie Früchte spenden soll.

Manch ein Dörflein, ärmlich-bieder,  
 Grüßt sein liebevoller Blick.  
 Mancher Gutthat Angedenken  
 Läßt in Hütten er zurück.

Jetzt empfängt den Mann gewordenen  
 Lebenvoll die rege Stadt.  
 Üb'ral greift sein Feuereifer  
 Rasch um sich mit Rath und That.

In dem Rath der weisen Männer  
 Spricht er, kämpft für's Volk im Feld,  
 Lenkt die stolze Heimatflotte  
 Zu den Gütern ferner Welt.

Eine Eichenkrone schmücket  
 Sehr sein Haupt; doch schöner kränzt  
 Blumenkranz des Liebessegens  
 Seine Schläfe, lustbeglänzt.

Aber ach! der Undank schwärzet  
 Seiner Thaten Sonnenglanz,  
 Und im frühen Tod der Lieben  
 Welkt dahin sein Blumenkranz.

Doch er steht fest, wie die Eiche,  
 Deren Schmuck der Bliß verzehrt,  
 Fest, doch lebenssatt — durch Thaten  
 Nur, durch Freuden nicht, genährt.

Endlich spricht der Gott im Busen,  
 Daß der Kraft ihr Ziel gestellt;  
 Aller denkend, selbst vergessen,  
 Schleicht er aus der regen Welt.

Hinter ihm der Menschen Treiben,  
 Feld und Dorf und Hof und Stadt —  
 Und vor ihm — durch Föhrenwälder —  
 Felsenan sein öder Pfad.

Aber, sieh! die Alp' empfängt ihn —  
 Wie die Herd' er Klingeln hört,  
 Ruft er selig: „Kinderleben,  
 Ist dein Traum zurückgekehrt?“

Freier Blick in weite Tiefe,  
 Ätherluft und Alpengrün,  
 Hochbegeistert ihn — er schwebet,  
 Wie die reinen Geister zieh'n. —

Und auf höchster Alpenspitze  
 Hat ihn Gottes Bliß gerührt,  
 Ihn — aus irdischer Verklärung —  
 In den Himmelsaal geführt.

Ednard Eilesiuë.

---

## Am Morgen.

**N**ings umgibt mich ernstes Schweigen,  
 Und ich lausche, einsam — bang,  
 Zephyrs Hauch in Blüthenzweigen  
 Und der Vögel Liedersang!  
 Lausche still, im Grün verborgen,  
 Unter dunkles Laub gebückt,  
 Bis der junge Frühlingsmorgen  
 Freundlich durch den Flieder blickt.

Schon erhebt, auf gold'nem Throne,  
 Sich die Himmelskönigin,  
 Und von ihrer Strahlenkrone  
 Seh' ich Berg und Thal erglüh'n.  
 Purpur malt die fernen Hügel,  
 Färbt den nahen Eichenhain,  
 Und des Teiches Wellenspiegel  
 Glänzt in seinem Widerschein.

Horch, schon tönt das Friedgeläute  
 Jubelvoll durch die Natur,  
 Von Schallmei'n erklingt die Weite,  
 Und es regt sich auf der Flur;  
 Berg und Triften wiederhallen  
 Von der Freude Festgesang,  
 Tausend frohe Lieder schallen  
 Bei der Glocken erstem Klang.



Laß mich deine Rosen küssen,  
Gehrer Frühling, noch Ein Mal!  
Denn des Schicksals schweres Müßten  
Führt mich fort aus diesem Thal.  
Was ich wünsche, bleibt vergebens,  
Ach, so wenig schließt es ein:  
„Für den Abend meines Lebens  
Hier ein Plätzchen — ganz allein!“

Philipp v. Rörder.

---

# See- und Alpenbilder.



V o n

E m i l.

Bei den Seen laß mich weilen,  
Wo die Lüfte frischer weh'n;  
Manche Wunde mag dort heilen,  
Mancher Gram dort untergeh'n!

---

1.

Der Ischler Salzberg \*).

Der Weg vom alten Kusseer Salzberge nach dem romantisch zwischen dem Rosenkogel und dem Mitterberge liegenden Ischler Salzberge ist äußerst belohnend.

Es waren so eben mehre Ischler Badegäste daselbst angekommen, die sich von Berneck in Tragsesseln herauftragen ließen.

Von dem mittleren Berghause und der Bergscheide hat man noch eine ziemliche Höhe emporzusteigen, um nach dem Einfahrtsmundloche des Kaiserin Maria Ludovika-Stollen zu gelangen, und doch ging ich lieber auf dem Gestänge, als daß ich in einer Grubentrube (Grubenhund hier geheißen) mich hätte fahren lassen.

Mit weißleinwandenen Schlafröcken und Bergkappen bekleidet, den Leuchtman an der Spitze, schritten wir durch Gypsanhidrit und verhärtete Thongänge nach dem Sinkwerke der Erzherzog Karl-Kammer, welche

---

\*) Man sehe: Weilchen 1828, 1830; Aurora 1832, und Freund des schönen Geschlechtes vom Jahre 1835.

30 Klafter lang und einige 20 bis 25 Klafter breit, gegen 60,000 Eimer Soole faßt.

Da mich das Innere dieses Salzberges weniger als jenes zu Hallein im Dürnberg ansprach, so verließ ich die gastlichen Troglodyten und schritt an der Seite meines Führers zur Salzstube in der Au, nach dem idyllischen Dörfchen Berneck hinab, wo für die Ischler Badegäste, die den Salzberg befahren wollen, stets Tragsessel in Bereitschaft stehen.

## 2.

## Die beiden Offenseen.

Ich kann nicht mehr, — hier ist das Mikroskop,  
Hier das Insektenzünglein, — reiche mir die  
Fliegenklappe.

Stollberg.

Mit einem leichten Fuhrwerke des Ischler Müllers Fehring er fuhren wir bis zum Winkel, wo wir die Traun übersehten und dem wilden Waldthale zuschritten, wo am Fuße des fahlen Rinnerkogels die beiden obigen Seen liegen, die Herr Hofrath Schultes für würdig erklärte, Artemis Hunde zu tränken.

Gewitter sollen sich hier feierlich ausnehmen, weshalb die Gegend der Wetterwinkel genannt wird.

Die kaiserliche Försterwohnung am See, und in der Nähe auf einer üppigen Wiese mehrere geräumige Alpenhütten, verleihen der Gegend einen ganz eigenen Reiz. Zufällig fanden wir eine Gesellschaft, die der Ischler Kürschnermeister Schwannhofer und der Müller im Steinkogel mit leichten Wägelchen bis an den Eingang des

Thales führten \*). Es hatten auch einige darunter den Fußweg betreten und konnten die Reize desselben nicht genug loben, wenn man ihn vom Eingange des Thales links, neben verschiedenen Waldbächen, aufwärts zur Klause verfolgt, wo das Thal sich erweitert und der Weg rechts nach den Alpenhütten und an den See führt, der eine Länge von 480 Wiener Klafter und in der Breite 400 Wiener Klafter mißt.

Gleich Sturmvögeln oder Saatkrähen fielen wir über die Gabe der Senner her, Brot und Milch, die wir mit Heißhunger verzehrten.

Also gestärkt wollten Mehre von der Gesellschaft die Hochalpe am Grünberg besteigen, doch da der Weg gefährlich und nur wenigen Eingebornen bekannt ist, so wollte kein Führer sich finden. Wir wählten daher auf dem Rückwege die Traun als Führerin, schritten die hohen Felsenwände der Schramm vorüber, und ergöhten uns an den wilden Fällen des Stromes, an dem Unblicke schöner Wiesen und Auen.

Die kleinen Laubbewohner waren bereits zur Ruhe gegangen. Nur das Lied der Grasmücke am mospigen Nieselbache und die Töne der Nachtigall unterbrachen die feierliche Stille, als wir der Heimat des Traunsteins und des Kronabittsattels zuschritten.

Das Klappern einer Mühle und der Anblick der Rauchsäulen der k. k. Salzpfanne zu Ebensee veranlaßte Sir Michel zu einer Schrittverdoppelung. Wenigstens handelte der Bursche konsequent, da er regelmäßig des Mor-

---

\*) Fuhrwerke erhält man auch auf der Post zu Ebensee und beim Hofschmiede.

gens die Berge von der Abendseite, und des Abends von der Morgenseite bestieg, am Mittag gern auf Waldwegen wandelte, und des Abends so früh als möglich das Lager zu erreichen suchte.

## 3.

## L a n g b a t h,

im Munde der hiesigen Schiffer auch *E b e n s e e* genannt, ist ein freundliches Dorf an der Südseite des *G m u n d n e r s e e s*.

Wir herbergten bei Herrn Schiffmeister *G r u n d n e r*, der uns vor dem Abendmahle nach den zwei großen Pfannhäusern führte.

Schattenähnlich standen die Arbeiter an der Pfanne, den Sud prüfend, oder mit langen hölzernen Krücken das gesottene Salz herausnehmend, während andere die gefräßige Flamme mit mächtigen Baumstämmen nährten.

Fiebergefährlich schien mir die Masse der sich entwickelnden Salzdünste auf die armen Salzarbeiter zu wirken, doch *Sir Michel* lächelte und meinte, es gebe keinen darunter, der nicht über das Johannisfeuer gesprungen wäre. Das sicherste Mittel, sich fieberfrei zu erhalten.

Vor Zeiten mag sich die Ruhe, mit der sich diese armen Leute einer solchen Arbeit unterziehen, erklären lassen. Gegenwärtig mag es aufgehört haben, ein Mittel gegen Rheumatismen, Gicht, Haut-, Lungen- oder Leberleiden zu sein, wenigstens verursachen sie dem Staate jährlich eine bedeutende Auslage, die durch die Errichtung der Soolenbäder und Benützung der Schwefelquelle im

Maria = Theresia = Stollen in etwas vermindert wurden.

Die Besichtigung der Hofschmiede, der Schiffswerfte, des berühmten Sägewerkes, von ihrem Erfinder Schazel die Schazelmühle genannt, und des am Einflusse der Traun in den Traunsee liegenden, aus Quadersteinen erbauten Rumbachschens, so wie der Rinnbachstrub, wurden für den nächsten Morgen aufbewahrt.

Letzterer, im hintern Rinnbachthale liegend, liebt es, nach Art unserer Damen, entweder sich dicht zu verschleiern und als Nebelbild die Neugierde zu fesseln, oder in die Farben des Regenbogens sich zu kleiden. Ärzte warnen daher franke Lungen vor ihrem Kusse, obwol ihr Hauch, der feinste Wasserstaub, an heißen Sommertagen milde Erquickung darzubieten scheint.

#### 4.

### Die beiden Langbathseen.

Soll ich rathen, was dir fehlt?

Was dich quälet?

Willanow.

In einem romantischen Kesselthale, umgeben von hohen Felsenwänden, die den Utter- von dem Gmundnersee trennen, liegen die beiden Seen. Ein anmuthiger Weg schlängelt sich vom Langbathbache bis zur Krähalpe anderthalb Stunden lang einer Au entgegen, durch die man an den vorderen lichtgrünen, waldumsäumten, 570 Wiener Klafter langen und 225 Wiener Klafter breiten, 65 Joch 230 Quadratklaster Umfang habenden Langbathsee gelangt, der mit der Krä-



alpe liebäugelt, ungeachtet die fahlen Felsen des Höhlensgebirges der grauen Schafalpe ernst auf ihn herabzublicken.

Am jenseitigen Ufer liegt das kleine Försterhaus und im Rücken schreitet man im Fichtenschatten nach dem hintern See, dessen schwarze Seefläche an Länge, nach Schultes, Steiner, Weidmann, 340, an Breite 215 Wiener Klafter, im Umfange 22 Joch 1263 Quadratklafter mißt.

Jean-Jacques würde sich hier keine Hütte, Nimrod aber ein Jagdschloß erbauen, um das Vergnügen täglich zu genießen, scheue Gemsen von Klippe zu Klippe ins kalte Blutengrab hinabzukehen.

Obwol in unsern Zeiten der Adel mit Kunst und Wissenschaft sich beschäftigen darf, so findet doch dieser noble Müßiggang noch immer seine Anhänger. Ich kenne selbst einen Mann, der, wenn er mit seinem Jagdhunde ausgeht, sich für einen Edelmann hält. Er hat nie einen Berg in der Nähe gesehen. Seine Blicke vermochten bloß Reitsättel und Steigbügel zu fesseln.

Obwol am vordern Langbathsee treffliche Fische zu bekommen sind, schritten wir doch vergnügt nach Ebensee zurück, um uns durch ein einfaches Mittagmahl zu stärken, da wir noch heute den Kronabittsattel zu erklimmen Willens waren \*).

---

\*) Siehe: „Chorographische Skizzen“ von demselben Verfasser. Wien bei Sollinger. 1831.

## 5.

## Der Traun- (Gmundner-) See.

Sind ungetrübt im Rohr die Spiegelflächen,  
 Muß jeder Strahl im reinen Glanz sich brechen,  
 Doch trübet nur ein Fleck des Spiegels Helle,  
 So dringet Störung an der Ordnung Stelle.

Graf Swerts = Spork.

Zwei liebenswürdige Biographen dieses Sees, Herr Hofrath Schultes und Freiherr Eduard von Feuchtersleben, versichern, daß die Natur hier eine Epopöe geschaffen habe.

Wer sich zu Ebensee einschifft und mitten auf der dunkelgrünen Spiegelfläche \*) in einer der feierlichsten Gesenden der Erde einherschiffet, kann ihnen nicht widersprechen.

Auf keinem der früheren Seen wird die Schifffahrt durch Segel erleichtert. Hier erblicken wir sie zum ersten Male. Sie tragen nicht wenig bei, die Fahrt zu verkürzen und ergötzlich zu machen.

Dem Winke der Segel folgend, schifften wir schnell den östlichen Wänden des Rötzelsteines zu, doch erwachte in mir keine Sehnsucht, die Höhle und den kleinen See daselbst zu besuchen. Ein dritthalbstündiges Klettern über Felsen und Steingerölle ist wenig einladend. Unangenehm war es mir, das Klappern der Korbachmühle zu hören, die einsam und rauh, wie Meillerie, am Eingange des schaurigen Thales der Eisenau liegt.

---

\*) Nach Schultes, Steiner und Weidmann 6310 Wiener Klafter lang, 1570 breit, 4309 Foch 429 Klafter im Umfange; nach der hydrographischen Erg. Tabelle 6510 Wiener Klafter lang, 1500 breit und 96 Klafter tief.

Schön wie Clarens hingegen liegt am entgegengesetzten Ufer das Dörfchen Traunkirchen, und die Ronda am Sonnenspiß ward eben von Helios, dem Scheidenden, beglänzt.

Der täuschenden Spiegelfläche eines Sees, so wie der des Lebens, ist aber nicht immer zu trauen; so wie im Frauenmünster eine Schleuße einst geöffnet ward, die den Leander des Traunsees ergriff und in den Tod hinabriß, eben so unvermuthet sendet die Fichtau oft Westwinde, die den ruhigen See dergestalt bewegen, daß seine Wellen oft jenen an Tschia's Felsen gleichen, und schon manchem Schiffe Untergang brachten.

Wir benutzten seine Ruhe und steuerten westlich den freundlichen Gmundner Bergen zu, an deren Fuß auf einer Halbinsel ein freundliches, einst den Grafen von Ort gehöriges Schloßchen sich erhebt.

Der See, der hier ein und eine halbe Stunde breit ist, entfaltete seine ganze Schönheit; westlich die Bucht im Eulenwinkel. Die Dörfer Altmünster und Ebenszwieier, gegenüber die steilen Wände des Traunsteines, im Hintergrunde ein Amphitheater üppig grünender Alpen, das freundliche Gmunden, das sich gleich Geneva's Zinnen in den klaren Fluten des Sees abspiegelt.

Wir nahten allmählig dem Ufer, und der anmuthige Peligner, Naso, könnte hier mit Recht ausrufen:

— — „Non illic cana palustris

„Nec steriles ulvae, nec acuta cuspide junci.

„Perspicuus liquor est; stagni tamen ultima vivo

„Cespitem cinguntur semperque virentibus herbis.“ \*)

---

\*) Ovid. Met. Lib. IV.

denn wohin das Auge sich wendet, erblickt es weder Schilfrohr, noch Binsen mit scharfer Spitze, rings am Rande des Spiegelsees zeigen sich bloß Felsen oder Rasenteppiche mit immer grünen Kräutern.

## 6.

## G m u n d e n.

Kein Fort St. Elmo verkündete unsere Ankunft, dennoch stürzten wir fröhlich am Hafenplaz an's Land und mietheten uns ein Zimmer im Gasthose zum goldenen Schiffe, mit der Aussicht auf den See, um ihn mit den Augen noch einmal durchschiffen zu können.

Der Archäologe findet in dem Geburtsorte des Verfassers der ersten österreichischen Codices fastorum \*) eben so wenig römische Denkmäler von L a c i a c u m, als irgend eine Spur von Mauern und Gräben, die diese Seestadt im 12. Jahrhundert umgeben haben sollen; doch wer fragt nach Mauern und Gräben an den reizenden Ufern eines Sees, an dem man, nach Hofrath Schultes Versicherung, tagelang weilen und sich doch nicht satt sehen kann.

Eben so reizend sind auch seine Umgebungen. Eine Wanderung nach dem Bauernfeindgütel, nach dem hohen Rogel, nach der Wenerwiese und dem Marxhügel, und vor allem ein Gang zur heiligen Fichte wurden für den Nachmittag projektirt und ausgeführt.

---

\*) Joannes de Gamundia, einer der trefflichsten Mathematiker und Astronomen des 15. Jahrhunderts. Er wurde 1406 Magister der freien Künste und der Philosophie, 1423 Dekan dieser Fakultät, dann Vizekanzler der Wiener Universität, und starb im Jahre 1442 zu Wien, wo er in der St. Stephanskirche begraben liegt.

Nur das allernothwendigste Bedürfniß — essen, schlafen — konnte uns nach Hause bringen.

In der Trinkstube daselbst, wo ich Mehres für den nächsten Morgen anzuordnen hatte, fand ich den schwarzen Hiesel, der in den Fluten des kleinen Ebensees aus einem Karaiben in einen Nestigen sich verwandelt hatte.

Der runde Filzhut, mit einer Schildhahnfeder geziert, gab ihm ziemlich das Ansehen eines Mephistopheles, obwohl die dicksohligen Bindschuhe, die etwas stark mit Nägeln beschlagen waren, nichts Pferdehufähnliches zu verbergen schienen.

Er hatte aus einer Art Waidtasche, die mit Brot und Käse gefüllt war, eine Strohfflasche hervorgezogen, die er mit Kirschwasser sich füllen ließ, und wollte so eben nach dem Alpenstocke langens und die Trinkstube verlassen, als der Pflanzensammler an der Thüre erschien und ihm einen Mantel zuwarf.

„Gi wohin?“ rief ich verwunderungsvoll. „„Auf den Traunstein!““ war die Antwort.

Ich wünschte eine glückliche Reise und warnte ihn, vor der Juste milieu dort oben sich in Acht zu nehmen, und er wendete sich verlegen an den Führer, mit der Frage: ob es auf den Höhen nicht sicher sei?

„Sicher?“ wiederholte dieser mit einiger Verlegenheit und schien über die Bedeutung des Wortes nachzudenken.

Dieses bemerkend, erwiderte Jener: „Ich fragte, ob sich auf den Höhen nichts Verdächtiges aufhält oder herumstreift?“

„Gi freilich,“ versetzte der schwarze Hiesel, dem die Bedeutung des Wortes „sicher“ nun klar geworden zu sein schien; „doch sie sind nur früh vor Tagesanbruch

und spät des Abends sichtbar. Am Tage ziehen sie sich nach den steilsten, unwegsamsten Höhen und Schneeklüften, wo sie vor Spähern und Raubthieren sicher sind. Wer ihnen dort begegnen wollte, der muß ein scharfes Auge haben und nichts vom Schwindel wissen!“

„Gott bewahre mich, einem begegnen zu wollen!“

„Ach, sie kommen nie allein, sondern immer in Ketten, und haben eine Wache ausgestellt, sie vor Überfall zu warnen. Nur im Winter ziehen sie sich tiefer in die Wälder herab. Ich selbst habe mehre unter einer alten Mutteranne erblickt, die ihre Äste weit gegen den Boden ausgebreitet hatte, und sie trefflich vor Regen und Schnee zu schützen vermochte.“

„Wie erhalten sie denn die nöthige Nahrung im Winter?“ fragte der immer Bleicher werdende.

„Kümmerlich genug. Wenn die Wege rings verschneit sind, müssen sie sich oft mit der Bartflechte oder mit Tannentrinden begnügen.“

„Wie, mit Lichen barbatus, der an den Ästen der Tannen hängt, nähren sich die Buschmenschen? — Und wenn ein ganz neues Pflanzensystem daselbst zu entdecken wäre, würde ich den Traunstein doch nun und nimmer besteigen.“

Der Führer verstand weder seine Worte, noch begriff er die Ursache der ängstlichen Zurückforderung des Mantels. Auch das Wort Buschmensch wollte ihm nicht behagen. „Hier zu Land nennt man sie Gemse,“ versetzte er etwas beleidigt, und die Blässe des Pflanzensammlers verwandelte sich plötzlich in Röthe.

„Sie sprachen ja von einer Juste milieu?“ wendete er sich gegen mich.

„Es sind eigentlich Republikaner, Sie haben Recht!“ verbesserte ich meinen Ausdruck.

Wenn Mißverständnisse immer so ausgeglichen würden, dürfte die Welt zufrieden sein. Unflug bleibt es immer, von andern Menschen eine gleiche Denk- oder Handlungsweise zu verlangen oder ihnen solche aufdringen zu wollen. Wenn der letzte Schatten von Freiheit verloren ging, so dankte man es gewiß nur unsern Freiheitsbeförderern.

## 7.

### Die Himmelreichswiese und der Laudachsee.

Die erste liegt, von Laubholz umsäumt, am östlichen Ufer des Gmundner (Traun-) Sees. Ein einstündiger Hohlweg führt zu ihr empor, doch statt auf weichen Rasen zur Ruhe mich einzuladen, forderte sie mich vielmehr auf, einen kleinen Seebesuch zu machen.

#### Der Laudachsee

liegt in einer Entfernung von einer halben Stunde zwischen dem Traun- und Raxenstein, von einer subalpinen Alpenweide umgeben, in freundlicher Harmonie mit einem Echo, welches die Töne des Hütthorns in hundertfältigen Akkorden wiedergeben soll.

Der Wasserspiegel ist 260 Wiener Klafter lang, 170 breit und der Flächeninhalt 20 Joch 456 Quadratklaster. In seiner Nähe liegt eine einsame Alpenhütte. Ein Junge reichte mir daselbst ein Schale Wasser, ich wollte ihn dafür beschenken, doch Sir Michel widerrieth es mir, weil es der Eigenthümer nicht gern sieht, der vielleicht nicht

mit Unrecht der Meinung ist, daß durch Geschenke die Dienstboten verdorben werden.

Von der Hütte führt der bequemste, aber auch der längste Weg auf den 5248 Wiener Fuß hohen Gipfel des Traunsteins.

## 8.

## D e r T r a u n s t e i n

wird von den Führern gewöhnlich vom Geschieß aus bestiegen; doch wer dem Schwindel ergeben oder im Bergsteigen nicht sehr geübt ist, unterlasse es, den hohen, schmalen, über den See hinausragenden Felsenpfad zu betreten, um auf dem Gipfel dieses Berges von Wolken umschleiert zu werden. Man begnüge sich mit der Besteigung des Kronabittsattels, der dieselbe Umsicht gewährt, oder sehe so, wie ich, nach der Grönau hinüber, die den Kleinen, von Hochgebirgen umgebenen Ulmsee beherbergt, oder steige mit mir, ohne sich um einen kurlischen Sitz umzusehen, zur Himmelreichwiese hinab.

Man hat auf dieser wunderschönen Wiese den Gmundner (Traun-) See mit seiner dorfbesäeten Hügelgegend unter sich, üppig grünende Hecken, Wiesen, Wälder, Thäler und Höhen mit spiegelhellen Seen vor sich liegen, die einen Kranz von See- und Alpenansichten liefern, die ich mit den Fabelauen Siziliens nicht vertauschen möchte.

O, welch ein Entzücken gewährt es, von dieser himmlischen Wiese auf das von der silberhellen Traun umschlungene See- und Alpenländchen hinabzusehen, um die krystallinen Gletscher und amethystreichen Alpenhöhen des



Dachsteins, Schafberges, Kronabittsattels und Traunsteins, die dunkel-, licht- und blasigrünen Fluten des Gmundner-, Lambath- und St. Wolfgangsees, den seladongrünen Attersee, den himmelblauen Fuschel-, den dunkelblauen Mond- oder den schwarzen Hallstädter See noch einmal zu erblicken.

## 9.

## St. Gilgen am Wolfgangsee.

Wir verließen Nachmittags Salzburg, um die anmutigen Thäler des nahen kaiserlichen Salzkammergutes zu besuchen. Die Straße führt anfangs etwas steil, doch angenehm über den Ruh- und Heuberg durch das zerstreute Dorf Gnigel nach der Poststation Hof.

Von hier zieht sie sich links nach den grünen Ufern des freundlichen Fuschelsees, der gleichsam die Spiegelschwelle der österreichischen Seewelt bildet.

Wir verließen den Wagen und wanderten wol eine Stunde lang an der kaum eine halbe Stunde langen Wasserfläche, in deren Tiefe die olivengrüne Forelle sich munter umhertrieb, während der schlaue Hecht mit blaugerirngelten Augensternen, lüstern nach Beute umherspähend, behutsam dem trüglichen Köder mehrerer Jungen auszuweichen suchte, die mit der Angel, die Augen unverwandt nach dem Korke gerichtet, an dem Ufer saßen.

Hätte ich einen Talisman, lieber W\*\*, so müßtest du an meiner Seite weilen. Oft schon verlangtest du ein getreues Charaktergemälde von den Bewohnern dieses Ländchens zu erhalten, und wie leicht könnt' ich dir solches an den Ufern dieses Sees verschaffen.

Beim ersten Erblicken imponirt er wenig, doch wirst du mit ihm vertraut, so weiß er dich angenehm zu fesseln. Keine drohenden Felsenwände erregen deine Bewunderung, aber willst du nach vollbrachter Arbeit Seelenruhe finden, so besuche seine belaubten Schattengänge, sie bieten dir hinlänglich Zerstreung dar, und mag das einsame Fischerhaus dir auch ärmlich erscheinen, so sei dessen unbekümmert. Wo die Zufriedenheit wohnt, findet man gewiß eine fröhliche Unterkunft. Der Mensch gewöhnt sich so leicht an ein stilles Leben, und verzichtet so gern auf alle die Leidenschaften, die den Städter verfolgen. Wenn auch keine romantische Bucht dich in den See hinauslockt die Langeweile zu verschrecken, so denke ja nicht, daß ihn die Natur karg bedacht habe. Willst du aber in einem kleinen Rahne dem Spiele der Wellen dich überlassen, so thu' es. Bei flüchtiger Betrachtung wird seine Wasserfläche dir leicht scheinen, doch ist seine Tiefe bedeutend, und obwohl eine gewisse Weichlichkeit über ihn ausgegossen ist, so trotzt er doch furchtlos den rauhen Stürmen, die ihn necken oder in Aufruhr bringen wollen.

Ich bin ein schlechter Zeichner, doch schmeichle ich mir, daß du mit diesen Konturen zufrieden sein wirst.

Schwer würde uns die Trennung von diesem See geworden sein, wenn uns nicht, als wir den Gilgenberg hinabgingen, das freundliche St. Gilgen entgegengablickt hätte, das in ländlicher Stille am westlichen Ufer des herrlichen St. Wolfgangsees liegt.

Wir hatten beschlossen, im Posthause am Übersee, wie iener See hier genannt wird, zu übernachten, um den glühenden Mond in den kühlen Fluten sich abspiegeln zu sehen.

Mehr als die Freskomalerei am Posthause, zogen unsern Blick mehre Mädchen an sich, die in der Nähe mit Netzstricken sich beschäftigten. Wir sahen mit Vergnügen den holden Mädchen zu, wie sie mit der linken Hand den Knoten hielten und mit der rechten die mit Zwirn umwickelte Nadel über den Daumen der linken Hand zogen. Sobald sie die Nadel aus der Halbmasche nahmen, wurden die Finger schnell aus der Schlinge gethan, das Strickholz mit dem Daumen und dem Zeigefinger festgehalten und die Masche dann zugezogen. Man sah es den guten Kindern an, wie selbstgefällig sie das im Winter gesponnene Garn betrachteten, mit dem sie den männlichen Seebewohnern das Mittel an die Hand geben, für den Unterhalt des Hauses zu sorgen.

Wir eilten vergnügt an den See, um dem Spiele der leichten Fahrzeuge zuzusehen, die auf silberner Bahn nach Hause gleiteten. Ungern wendet man das Auge hinweg, um auch die reizenden Hügel und Alpenpartien, die ihn umgeben\*), zu bewundern; da erschien der Mond, und eine Beschreibung von der Nachtfeier dieses Sees zu geben, würde selbst ein Matthiesson nicht gewagt haben.

---

\*) Diese wurden in diesem Taschenbuche im Jahre 1836 bereits geliefert.

---

**N ä t h f e l s t r a u ß.**

---

G e b u n d e n

v o m

H e r a u s g e b e r.

Es ist mit den lieben Almanachen  
Just wie mit andern Gesellschaftsachen;  
Wenn nichts mehr Ernstes kommt zum Verkauf,  
So gibt man zuletzt sich Räthsel auf.

---

1.

## C h a r a d e .

Die Erste ist ein Kleid, so zart gewoben,  
Wie Seid' und Sammet nicht es liefern kann;  
Sogar die schwanke Mode muß es loben:  
So lieblich schmiegt's im Mai sich Allem an.  
Man mag sogar noch gern, am Ziel der Freuden,  
Als Grabsuch es auf seinem Hügel leiden.

Die Zweit' und Dritte spielen, guter Dinge,  
Ihr kurzes Dasein unter Tänzen hin;  
Ist gleich ihr Leib und ihre Kraft geringe,  
So liegt doch Mordlust auch in ihrem Sinn;  
Wenn sie sich bunt in deinem Kopfe regen,  
So wirst du bald die Stirn' in Falten legen.

Ein leichtbeschwingtes Thierchen ist das Ganze,  
Nah' mit der lieben Nachtigall verwandt;  
Recht lustig hüpf't's umher im Sonnenglanze,  
Wo Weidgeflecht der Felder Rain umspannt,  
Und mischt, begeistert von dem Thau der Halme,  
Sein zwitschernd Lied in seiner Schwestern Psalme.

## 2.

## Buchstabenräthsel.

Zu Tausend — Eins, zu Fünzig gib Fünfhundert,  
 Und du erhältst dann eine Eigenschaft,  
 Die man am Helden mehr noch, als die Kraft,  
 Am Sieger mehr noch, als den Sieg bewundert.  
 Und wenn es schon am Mann so herrlich ist,  
 Wie zaub'risch ist's, wenn du's, Geliebte, bist!

## 3.

## Charade.

Die beiden Ersten sind ein leichtes Völkchen,  
 Sie flieh'n, wenn man sie am getreusten wähnt;  
 Sie sind die sel'tnen, launenhaften Gäste,  
 Nach denen manches Herz umsonst sich sehnt.  
 Man sucht bald hier, bald dort sie zu erringen,  
 Doch ihr Besuch — er läßt sich nicht erzwingen.  
 Die beiden Letzten sind der Thau von Blumen,  
 In deren Kelch' ein ganzer Himmel ruht;  
 Demanten sind sie, schöner als die Steine,  
 Die Peru sonnt an seiner Sommerglut;  
 Sie können Herzen brechen und erheben,  
 Sie sind die schönste Seelensprach' im Leben.  
 Wenn du der Liebe Wonnen jubelnd theilest,  
 Wenn du dem Freund in treue Arme sinkst,  
 Wenn du dein Kind dem Tod, mit Gott, entrungen,  
 Wenn du das Glück in vollsten Zügen trinkst;  
 Dann schäme dich des ganzen Wortes nimmer: —  
 Der Himmel selber strahlt in seinem Schimmer.

## 4.

## S o m o n y m e.

Es ist von Eisen, einem Gitter gleich,  
 Und doch kein Gitter; häufig dient's am Herde,  
 Um schön zu färben, was erst roh und bleich,  
 Damit es leck'rer für den Gaumen werde.

Es ist von Eisen, und benagt es doch,  
 Um seine Glätte langsam wegzuzehren!  
 Am Schwert erfreut's den eif'gen Landmann hoch,  
 Allein Verdruß macht's ihm an seinen Ähren.

## 5.

## P o g o g r i p h.

(Dreisylbig.)

Verdopple die Erste der Sylben,  
 Verdopple die Dritte sodann,  
 So zeigen die beiden Wörtchen  
 Zwei theuere Wesen dir an.  
 Nun setze der mittleren Sylbe  
 Sie selber, verkehrt, noch vor,  
 So nennt sie vielleicht dir das Liebchen,  
 Das sich dein Herz erfor.  
 Ein schmales Band ist das Ganze,  
 So wie's auf den Karten erscheint,  
 Das zwei gewaltige Länder  
 Zu einem Welttheil vereint.



## 6.

## C h a r a d e.

Eines goldgelockten Bruders  
 Dunkle Schwester ist die Erste,  
 Silbern strahlt ihr sanfter Blick.  
 Treu von unserm Haus und Habe  
 Halten uns die beiden Letzten  
 List, Verrath und Raub zurück!  
 Oft aus deinem ersten Traume  
 Ruft mit seiner Stimme Schallen  
 Dich das Ganze rasch empor;  
 Doch es will dir nur bedeuten,  
 Wie die Stunden schnell entgleiten; —  
 Darum sieh' dich weislich vor!

## 7.

## L o g o g r i p h.

Mit R. am Anfang ist es, süßes Wesen,  
 So zart, so sinnighold, so lieb wie du;  
 Zu deinem Bild hat's die Natur erlesen,  
 Wie einer Schwester lächelt es dir zu!  
 „Thu's, statt mit R., mit R.“ scheint dir's zu sagen:  
 „Die Liebe winkt; die Treue bürgt für Glück!  
 „Du stehst ja in des Lebens Blütentagen,  
 „Versäume nicht den schönsten Augenblick!“  
 Du hörst aber nicht, — du bist's, o Böse,  
 Zu sehr mit L, um leicht gerührt zu sein;  
 Ob auch die Liebe mir die Zunge löse,  
 Du blickst mich an und lächelst meiner Pein!

## 8.

## C h a r a d e.

## Die erste Sylbe.

Wenn Halme sterben, ist es ihre Leiche,  
 Der dürre Rest der üpp'gen Ährenwelt;  
 Für seinen Marstall braucht es auch der Reiche,  
 Oft auch für sich, wenn seine Sonne fällt.

## Die beiden Letzten.

An einem Grabe, weinend, steh'n die Beiden,  
 Mit den verlass'nen Pfändern ihres Glück's;  
 Allein getrost! denn ewig währt kein Leiden,  
 Oft bringt Ersatz die Gunst des Augenblick's!

## Das Ganze.

Es ist nicht Mädchen, nicht recht Weib zu nennen,  
 Den beiden Letzten gleich't's auf kurze Zeit;  
 Verlaß dein Weibchen, und du lernst es kennen,  
 Doch wenn du gehst, so geh' nicht allzuweit!

## 9.

## R ä t h f e l.

In meinem Zimmer find' ich einen Freund,  
 Der grad', wenn's stürmt, am traulichsten erscheint.  
 Er drängt nicht vorlaut sich an mich heran,  
 Begnügt, wenn er im Winkel lehnen kann,  
 Allein bedarf ich sein, und rechn' ich drauf,  
 So nimmt er warm an seiner Brust mich auf.  
 Oft wenn ich sitz' und sinn' in stiller Nacht,  
 Und hell der Mond am Winterhimmel lacht,

So flüstert er mir durch die nächt'ge Ruh'  
 Aus warmen Herzen Dies und Jenes zu.  
 Wenn ihn ein Vorwurf trifft, so ist es der,  
 Daß er zu leblos ist, zu freudenleer;  
 Wenn nicht mein Zuthun Feuer bringt in ihn:  
 Er steht und schaut phlegmatisch vor sich hin!

## 10.

## C h a r a d e.

Hängst du der Ersten das, was schlecht ist, an,  
 Wie reizend oft, wie hold erscheint dir's dann.  
 Füg' ihm, was mein ist, bei, so wirst du's hassen,  
 Mit Zier vereint, mag man's sich spreizen lassen;  
 Wenn du dein Wissen sorglich damit paarst,  
 So freue dich, wenn du es rein bewahrst!

Die Zweite stemmt sich deinem Wunsch entgegen!  
 Wann krönt ein böses Werk des Himmels Segen? —  
 Wann schläft die Vorsicht? — Wann fließt ohne Leid  
 Ein Leben hin? — Sie weiß darauf Bescheid!

Das Ganze, — seltenste der Göttergaben,  
 Von Millionen Einem kaum gewährt!  
 Wol glaubt der Dünkel, dich erhascht zu haben,  
 Und kann doch ahnen kaum, was dich verflärt!

## 11.

## A n a g r a m m.

Es ist ein Mensch, wie and're Menschenbrüder:  
 Verkehrst du es, so fällt's vom Himmel nieder.

## 12.

## L o g o g r i p h.

1234567. Aus sieben Lettern ist das Wort gesponnen,  
 Und tausend Töne schließt es zaub'risch ein;  
 Der Wehmuth Klagelaut, des Jubels Wonnen,  
 Des Scherzes Ländeln schläft in seinem Schrein.
643. Auch findest du darin des Weibes Namen,  
 Die, — uns're Mutter, — uns doch nicht gebar.
1237. Auch liegt das Wort versteckt in seinem Rahmen,  
 Was Alles selbst dem Weisesten nie war.
346. Wenn sich die Dämm' rung senkt auf Thal und Auen,  
 Und Abendglockenlaute friedlich weh'n,  
 Dann magst du an drei Zeichen dich erbauen,  
 Mit denen es dich stimmt zu frommen Fleh'n.
65. Zwei seiner Lettern tragen in sich Flügel,  
 Wiewol sie selbst des Flug's nicht mächtig sind;
135. Drei Lettern halten Ebb' und Flut im Zügel,  
 35. Zwei sind ein Thier und machen nichts geschwind.
4326. Auch triffst du drinnen, fremder Sprach' entnommen,  
 Ein Wort des Abschied's, kurz, doch gut gemeint.
1672. Auch wird dir drin ein Ausdruck unterkommen,  
 Der minder verb ist, als er manchmal scheint.
1372. Nur eine Letter brauchst du dann zu ändern,  
 So nennt's vielleicht dir einen theuren Mann,  
 Wie manchen Fürsten auch von manchen Ländern,  
 Den die Geschichte rühmend preisen kann.
3756. Vier Lettern wähl' ich noch von jenen sieben,  
 Sie nennen dir den lieblichen Gesang,  
 Der oft vielleicht, gleich einem Ruf von drüben,  
 Am Ganzen, schwellend, schon in's Herz dir klang.
-

## Auflösung des Räthselstraußes.

---

1. Grasmücke.
  2. Mild (MILD).
  3. Freudenthränen.
  4. Rost.
  5. Panama (Papa; Anna; Mama).
  6. Nachtwächter.
  7. Rose. — Rose. — Lofe.
  8. Strohwitwe.
  9. Ofen.
  10. Genie (die Vorsylbe: Ge; nie).
  11. Neger — Regen.
  12. Klavier. (Eva; Klar; Ave; Ei; Kai; Ai; vale; Kerl; Karl; Urie.)
-

---

---

# I n h a l t.

---

## I.

### E r z ä h l u n g e n.

	Seite
Der Stammbaum. Eine Erzählung. (Von H. W. Adelmi) . . . . .	1
Der Bergsturz. Historische Erzählung. (Von Prof. R. G. Puff) . . . . .	33
Luise Venoni. Novelle. (Nach H. Mackenzie)	61
Der Abipone. Novelle. (Von Dr. A. Bacherer)	83
Die Brautkur. Ein Schwank. (Nacherzählt von Ferdinand Wolf) . . . . .	101
Der Unbekannte. Humoristische Erzählung. (Von Adolph Ritter von Eschabuschnigg) . .	129
Die Todtenvermählung. Romantische Erzählung. (Von Prof. R. G. Puff) . . . . .	145
Der letzte Ritt. Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges . . . . .	177
Der Rezensent im Monde. Humoreske. (Von G. A. Kaltenbrunner) . . . . .	195

## II.

### S a g e n.

Der Ring der Huld. Dänische Sage. (Von L. Schlect) . . . . .	163
--	-----

## III.

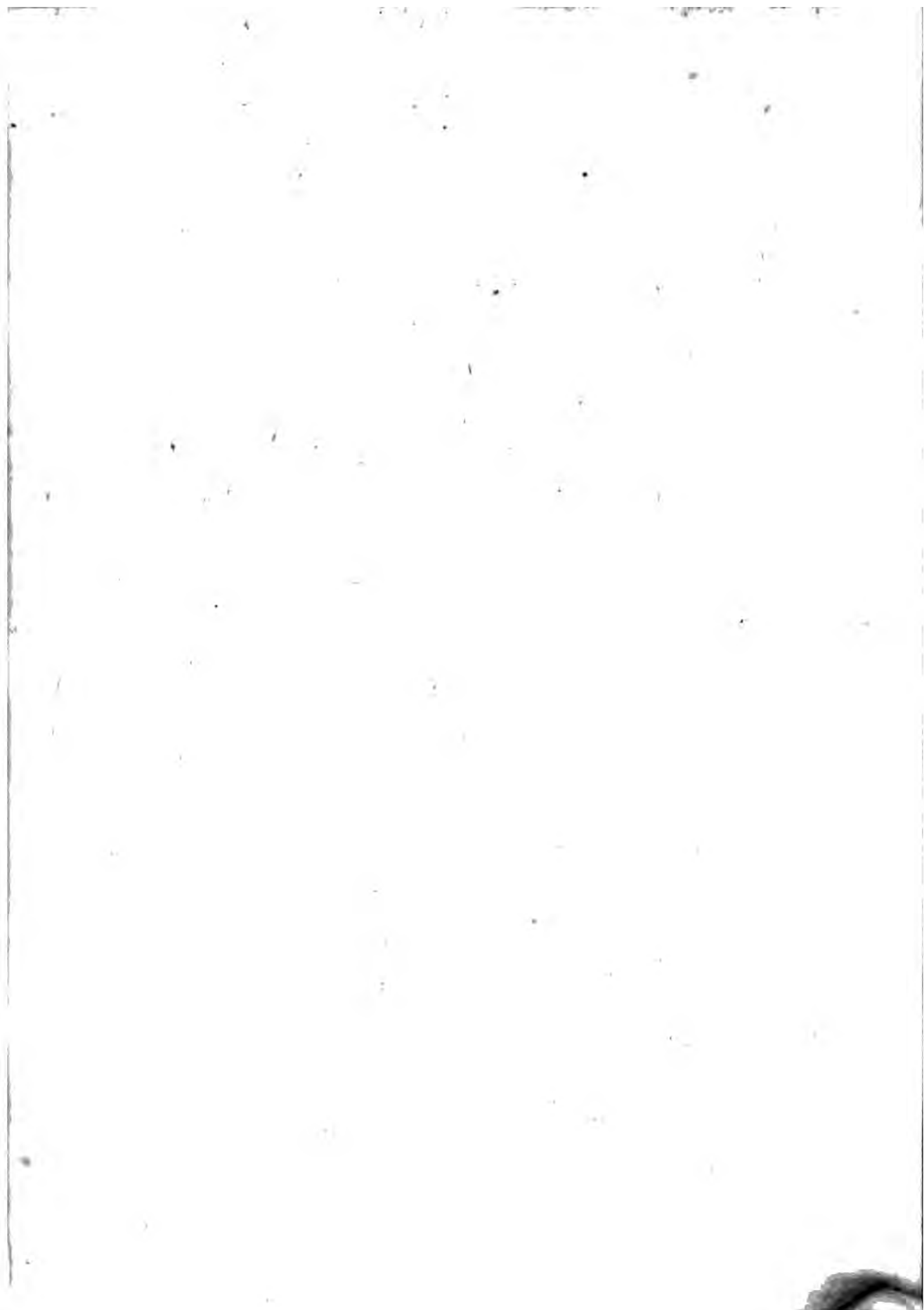
## Topographische Aufsätze.

	Seite
See- und Alpenbilder. (Von Emil) . . . . .	227

## IV.

## Gedichte.

Erste Liebe. (Von J. G. Seidl) . . . . .	28
Die Reisegefährten. (Von H. v. Schulheim) . . . . .	29
Gewinn durch Schmerz. (Von E. Silesius) . . . . .	31
Adelheid und der Jüngling. (Von Leopold Schlecht) . . . . .	56
Überschriften. (Von J. G. Seidl) . . . . .	77
Die Frauen als Blumen. (Von L. Schlecht) . . . . .	99
Der Nebel. Ballade. (Von J. N. Vogl) . . . . .	113
Verrath und Treue. Ballade. (Von Carlos pago) . . . . .	116
Die Gemse. (Von Dr. R. G. Puff) . . . . .	119
Die letzte Stunde des Dichters. (Von J. Langer) . . . . .	121
Wfforde (angeschlagen von Dr. L. Fleckles, Philipp v. Körber, Ed. Mikolasch und Eduard Silesius) . . . . .	209
Räthselstrauß. (Gebunden vom Herausgeber) . . . . .	245





61023773

